

D.S.WULFF

Shoyo



Durch weites Land
Zieht, wie gelber Lehm,
ruhig,
der breite Strom

Von allerhöchsten Gipfeln,
wo die Wasser klar sind,
und erfrischt von der Kühle
des schmelzenden Eises.

Am Ende verschlungen
Vom weiten Ozean.
Verschmelzende Essenzen
Im ewigen Kreislauf der Zeit.

Sara schnallte sich an. In wenigen Minuten würde der Airbus A 380 auf dem Flughafen in Shanghai landen.

Unter ihr zogen sich die weiten Wasserflächen des Yangtse wie ein braungelbes Band durch die grüne Landschaft.

Sara war aufgeregt. Endlich kam sie in das Land ihrer Träume.

Endlich konnte sie wirklich erleben, was sie sonst nur aus Büchern kannte.

China hatte sich in den letzten Jahren zu einer immer stärker werdenden Weltmacht entwickelt, und mehr und mehr ausländische Besucher reisten in dieses aufstrebende, riesige Land.

Sara hatte sich für diese Reise viel Zeit genommen.

Sechs Wochen lang wollte sie China von der Mündung des Yangtse fast bis zu seiner Quelle erforschen.

Sie hatte diese Reise von ihrem Vater geschenkt bekommen, als Belohnung für ihr bestandenenes Examen in Biologie.

Ihr Schwerpunkt war die Botanik gewesen, und die war auch mit der Grund, weswegen Sara nach China gereist war.

Es würde eine Reise mit großen Gegensätzen werden.

Sie landete gerade in Shanghai, einer der modernsten Großstädte der Erde.

Von hier aus würde sie mit einem Schiff auf dem

Yangtse Fluss stromaufwärts fahren bis Wuhan, einer weiteren

Millionenstadt. Dann ging die Reise mit dem Flugzeug nach

Katmandu in Nepal. Dort würde sie in einen Transasienbus umsteigen,

und bis nach Lhasa in Tibet fahren, wo sie 26 August 2037 in der unendlichen Weite des Himalajas ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiern würde.

Danach begann dann der eigentlich wichtigste Teil ihrer Reise. Sara wollte nicht nur Land und Leute kennen lernen, sondern sie hatte sich vorgenommen, in Tibet auch einige wissenschaftliche Forschungen zu betreiben.

In den dichten Bambuswäldern im Südosten Tibets war schon vor einigen Jahren ein Naturreservat eingerichtet worden.

Im dichten Dschungeldickicht der großen Bambuswälder gab es unzählige seltene Pflanzen, und auch der Pandabär hatte hier eine Heimat gefunden.

Im Unterholz der Bambuswälder waren die Strauchpäonien beheimatet.

In Deutschland nannte man sie Pfingstrosen oder auch Bauernrosen, in China trugen sie den Namen Shoyo, was so viel wie „charmante Schöne“ bedeutete.

Sara wollte Forschungen über den Ursprung dieser eigenwilligen Pflanzen machen, die es wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit sogar bis in den Palast des chinesischen Kaisers gebracht hatten. Sie hatte beschlossen, später, nach ihrer Rückkehr in Deutschland, ihre Doktorarbeit über die Päonien zu schreiben.

Die Motoren heulten auf.

Das große Flugzeug befand sich jetzt im Landeanflug.

Sara sah durch das kleine Seitenfenster. Vor der aufgehenden Sonne konnte sie die futuristische Skyline von Shanghai erkennen.

Zwischen den atemberaubenden Wolkenkratzern von Pudong stand der alte, alles überragende, vierhundert Meter hohe Fernsehturm mit seinen charakteristischen Kugeln, der aussah, wie ein utopisches Raumschiff.

Sara hatte sich mit dem Taxi zu einem der zahlreichen Bahnhöfe der Stadt bringen lassen.

Hier konnte sie ihr Gepäck in einem Schließfach deponieren, während sie sich die Stadt ansah.

Am Abend musste sie in Wuxi sein, einer kleinen Stadt am alten Kaiserkanal, auf dem ihre Schiffsreise begann.

Es war erst später Vormittag, und Sara wollte den Tag nutzen, um wenigstens etwas vom prachtvollen Shanghai zu erleben, das jetzt wieder, genau wie vor hundert Jahren, eine Blütezeit erlebte.

Am Busbahnhof, der dem Hauptbahnhof vorgelagert war, bestieg sie einen der zahlreichen Sightseeing Busse.

Der klimatisierte Bus brachte die Touristen zuerst in die Altstadt Shanghai's.

Hier standen noch die alten Häuser im Stil der dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts.

„Shanghai war einmal die eleganteste Stadt in ganz Asien.“

Die junge chinesische Reiseführerin in ihrer gepflegten blauen Uniform mit dem roten Halstuch redete ununterbrochen in perfektem Englisch auf die Fahrgäste ein.

Der Bus fuhr durch die Nanjing Straße mit ihren überdimensionalen Leuchtreklameschildern. Dann bog er in den Bund ein, der eleganten Prachtstraße mit den über hundert Jahre alten Gebäuden der Hongkong – Bank, des Peace – Hotels und den zahlreichen exklusiven Geschäften am Ufer des Huangpu Flusses.

Von dort erreichte die Touristengruppe schon nach wenigen Minuten die Nampu – Brücke, die in vier Fahrspuren übereinander den Fluss nach Pudong überquerte.

Shanghai hatte als Wirtschaftsmetropole längst Weltruhm erlangt, und Pudong war das neue Finanzzentrum.

Die gigantischen Hochhäuser waren auf einem ehemaligen Sumpfgebiet entstanden und übertrafen in ihrer Größe und Bedeutung bei weitem das amerikanische New York mit Manhattan, das seine Glanzzeit in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hatte.

Zwischen den Hochhäusern, die teilweise über achtzig Stockwerke hoch waren, erschienen die Menschen wie kleine Ameisen.

Sara fielen die Augen zu. Der Jetlag machte sich bemerkbar.

Sie erwachte erst, als die freundliche Reiseleiterin ihr auf die Schulter tippte.

Der Bus war wieder am Bahnhof angekommen.

Sara war noch etwas schwindelig, und sie hatte Mühe, sich auf dem großen Platz vor dem Bahnhof zurecht zu finden.

Sie hatte noch eine Stunde Zeit, bevor der Bus nach Wuxi abfuhr.

Trotzdem holte sie schon ihr Gepäck aus dem Schließfach und machte sich auf den Weg zum Busbahnhof.

Unterwegs kam sie an einem „take away chinese food“ Geschäft vorbei, einer großen Schnellrestaurantkette, „TACFO“ genannt, in der auf den westlichen Geschmack abgestimmtes chinesisches Essen verkauft wurde. Sara kaufte sich Entenfleisch süßsauer mit Reis, dazu eine Flasche Mineralwasser, und setzte sich mit ihrem Essen auf eine der Bänke im Busbahnhof.

Hier drängte sich viele hundert Menschen auf den Plattformen und hasteten zwischen den parkenden Bussen umher.

Es war rush-hour, und in der Zwanzigmillionenstadt herrschte ein hektischer Betrieb.

Die Busse hier am Bahnhof fahren fast im Minutentakt.

Der Linienbus brachte Sara direkt zum neu angelegten Hafen in Wuxi, in dem die Hotelschiffe für die Yangtse Flussfahrten auf die Touristen warteten.

Das Einchecken auf dem weißen Schiff dauerte nicht lange. Bald konnte sich Sara in ihrer kleinen sauberen Kabine auf dem schmalen Bett ausstrecken.

Von der Stadt Wuxi hatte sie nicht viel gesehen, sie war viel zu müde gewesen.

Aber sie musste doch über den merkwürdigen Namen der Stadt schmunzeln. Sie hatte gelesen, dass etwa vor zweitausend Jahren hier Zinn abgebaut worden war, und die Stadt deshalb „Youxi“ genannt worden war, was etwa „es gibt Zinn“ bedeutete.

Als das Zinn abgebaut war, wurde die Stadt in „Wuxi“ umbenannt, was so viel hieß, wie „es gibt keinen Zinn“.

Die Maschinen liefen an, das Schiff legte ab, und das monoton brummende Geräusch ließ Sara in einen traumlosen Schlaf fallen.

Am nächsten Vormittag machte Sara es sich an Deck in einem Liegestuhl gemütlich. Sie war fest entschlossen, sich zu erholen, denn der anstrengendere Teil der Reise lag noch vor ihr. Das Schiff glitt ruhig durch das stille Wasser dahin. Den alten Kaiserkanal hatte es schon lange hinter sich gelassen. Jetzt war es umringt von einer scheinbar unendlichen bräunlichen Wasserfläche.

Der Yangtse hatte in den letzten Jahrhunderten viele Überschwemmungen erlebt. Erst vor kurzem hatte ein Taifun wieder große Wassermassen in das weite Flusstal getrieben. Die Erde, die der Fluss mit sich riss, hatte das Wasser braun gefärbt.

Allmählich wurde die Wasserfläche schmaler. In der Ferne tauchten die ersten Berge auf.

Der breite Strom wurde zu einem Fluss, der sich durch grüne Reisfelder schlängelte. Bauern mit großen Strohhüten arbeiteten gebückt im knietiefen Wasser.

Kleine Dörfer tauchten auf. Kinder spielten am Ufer und badeten im trüben Strom.

Für alle war der Yangtse, der längste Fluss Chinas, eine Lebensader, und eine der wichtigsten Beförderungsstrassen für den Personen- und Güterverkehr.

Am nächsten Tag stand ein Aufenthalt in Nanjing, einer Zehnmillionenstadt am Südufer des Yangtse, auf dem Programm. Ein Sightseeingbus brachte Sara und ihre Mitreisenden in die Stadt, die eine der bedeutendsten Kulturstädte Chinas war.

Unter dem ersten Ming Kaiser war Nanjing einmal Hauptstadt Chinas gewesen. Die Besichtigungstour führte Sara zu den Ruinen des Ming – Palastes. Sie besichtigte in den Purpurbergen die Pagoden und Gräbern mehrerer Kaiser. Danach fuhr sie an der dreißig Kilometer langen Stadtmauer vorbei in das Nanjing Museum, das Schätze aus fünf Jahrtausenden beherbergte.

Sara konnte die vielen Eindrücke, die auf sie einbrachen, kaum noch verkraften. Sie war froh, als sie sich am Abend in Ihrem Deckchair mit einem Becher Tee entspannen konnte, während sie den beruhigenden Geräuschen der stampfenden Maschinen und dem Gluckern des Wassers lauschte, das gegen die Bordwand schlug.

Schon am nächsten Tag stand wieder einen Besichtigungsausflug auf dem Programm. Diesmal brachte sie ein Bus in die nahegelegenen gelben Berge. Dort lag der Huanshan, ein Berg mit spektakulären Felsformationen, bizarr geformten Bäumen und wunderbaren Wolkenbildungen. Diese Landschaft hatte immer wieder chinesische Künstler angeregt. Sie hatten die Berge immer wieder gemalt, und auf vielen Rollbildern festgehalten. Der Bus fuhr vom Tempel des barmherzigen Lichts ab, vorbei an heißen Quellen zum „Wolkental Tempel“. Von dort aus führte eine Seilbahn zur Bergstation „Grat der weißen Gans“ hinauf.

Oben hatten die Reisenden eine wunderbare Aussicht über die atemberaubenden Berge.

Sara blickte über den „Schildkrötengipfel“ und den „Gipfel des strahlenden Lichts“ in die weite Landschaft.

Sie konnte sich nicht satt sehen, und versuchte, so viele Eindrücke wie möglich mit ihrer Kamera festzuhalten.

Am Abend, in ihrer kleinen Kabine, ließ Sara die Eindrücke noch einmal Revue passieren und machte sich Notizen in ihrem Tagebuch. Sie war erst wenige Tage in diesem Land, doch es kam ihr vor, als wäre sie schon immer hier gewesen.

Die nächsten drei Tage fuhr das Schiff ohne Zwischenstop weiter, und Sara genoss die Ruhe der Seereise, saß an Deck und beobachtete das rege Leben zu beiden Seiten des Stromes.

Ihren Zielhafen, die Stadt Wuhan erreichte sie am späten Nachmittag des sechsten Tages ihrer Reise.

Die Stadt Wuhan war mit der Zeit aus drei Städten zusammengewachsen, die es dort schon seit dreitausend Jahren gab. Inzwischen war Wuhan zu einer Millionenstadt am Ufer des Yangtse geworden, immer wieder bedroht von den sich ständig häufenden Überschwemmungen, geschützt von unglaublich hohen Deichen.

Als das Schiff an der modernen Kaianlage festgemacht hatte, drängten sich dort fliegende Händler, die Kunstgewerbe, Seidenstoffe, Speisen und Getränke anboten.

Für Sara war die Schiffsreise hier beendet. Sie musste sich beeilen, denn das Flugzeug, das sie nach Katmandu bringen sollte, flog schon in wenigen Stunden ab.

Mit einem Taxi ließ sie sich zum Flughafen fahren. Nachdem der Wagen die Hochhausschluchten der Innenstadt verlassen hatte, fuhren sie durch Wohngebiete mit kleinen einfachen Häusern. Von weitem konnte Sara den „gelben Kranich Turm“ sehen, das Wahrzeichen der Stadt.

Die kleine Maschine der „China Eastern Airlines“ hob ab und glitt leicht in den nachtblauen Spätsommerhimmel, mit dem Ziel Katmandu in Nepal.

Sara's Reiseziele waren Lhasa, die Hauptstadt Tibets, und das Panda Reservat mit den seltenen Pflanzen, an der Grenze zu Birma.

Sie flog nach Katmandu, weil der Flughafen Lhasa für Großflugzeuge gesperrt worden war. Die chinesische Regierung befürchtete Unruhen von ausländischen Tibetfreunden.

Fünfzig Jahre zuvor, am 21 September 1987, hatte der vierzehnte Dalai Lama einen „Fünf Punkte Friedensplan“ veröffentlicht.

Der Friedensplan beinhaltete unter anderem, dass Tibet zu einer Friedenszone erklärt, und die Umsiedlung von Chinesen nach Tibet beendet werden solle. Außerdem forderte er die Anerkennung der Menschenrechte in Tibet und die Beendigung der Umweltzerstörung im Himalaja.

Dieser Plan war von China nicht eingehalten worden.

Die noch verbliebene tibetische Bevölkerung lebte in Reservaten in den äußersten Gebieten Tibets. Die größeren Städte waren ausschließlich von Chinesen bewohnt. Modernes Leben mit Kinos, Bars, Diskotheken, Schwimmhallen und Sportzentren war in die alten, von buddhistischen Traditionen beherrschten Wohngebiete eingezogen.

Im Nordwesten Tibets gab es ein großes Sperrgebiet.

Dort wurden im Tagebau Mineralien abgebaut und radioaktiver Abfall aus aller Welt gelagert.

Die Aufnahme und Lagerung der verstrahlten Brennelemente brachte China einen großen Teil seiner Devisen ein.

Seit einiger Zeit wurden die Stimmen immer lauter, die dafür plädierten, die Exiltibeter wieder in ihr Land zurück zu lassen. Weltweit war es zu Demonstrationen gekommen. Doch auch militante Gruppen hatten sich der Sache Tibets angenommen, und aus den einst friedlichen Kundgebungen waren heftige Straßenschlachten geworden. Es wurde sogar gefordert, Lhasa zu besetzen, und die chinesische Bevölkerung zu vertreiben.

Trotz allem waren Reisende in Tibet immer noch hochwillkommen, denn das Geschäft mit dem Tourismus war eine lukrative Einnahmequelle. Jetzt waren jedoch nur noch die Landwege nach Tibet offen, von denen es allerdings nicht sehr viele gab. Wegen der hohen Gebirge des Himalaja war das Straßennetz nur wenig ausgebaut. Aus diesem Grund wurden die Touristen mit Flugzeugen bis Katmandu, der Hauptstadt Nepals, geflogen. Nepal, einst ein eigenständiges Königreich, hatte sich der Großmacht China angeschlossen.

Auf dem Flughafen standen Hotelbusse der Airlines bereit, mit denen die Reisenden nach Lhasa gebracht wurden.

Als das Flugzeug in Katmandu landete war es tiefe Nacht. Direkt vor dem Flugzeug warteten schon die Busse, die die Reisenden unverzüglich übernehmen sollten. Die Fahrgäste durften erst auf tibetischem Boden wieder aussteigen, und umgingen so die nepalesischen Einreiseformalitäten.

Der Bus füllte sich rasch.

Sara bekam einen Fensterplatz in der Mitte.

Fast alle Plätze waren schon besetzt, als ein junger Mann einstieg, etwa Mitte zwanzig, die langen blonden Haare mit einem Lederband zusammengebunden.

„May I sit down?“ Er stand im Mittelgang und zeigte auf den freien Platz neben Sara.

Sara nickte. Der junge Mann verstaute seinen Rucksack unter dem Sitz und ließ sich neben Sara in die weichen Polster fallen.

Kurze Zeit später verließ der Bus das Flughafengelände, und bald hatte er die spärlich beleuchteten Straßen der nepalesischen Hauptstadt hinter sich gelassen.

Sie fuhren den ganzen Tag durch ausgedörrte, steinige Felslandschaften. Am Vormittag hatten sie noch einige Bäume gesehen. Dann gab es nur noch kleine Büsche und spärliches Gras.

Inzwischen hatten sie die Baumgrenze überschritten, und es gab kaum noch Vegetation.

Die Schotterstraße schlängelte sich an großen Felsbrocken vorbei durch weite Geröllfelder.

In der Ferne leuchteten die weißen Schneespitzen der ersten Achttausender.

Erst gegen Abend erreichte der Bus die tibetische Grenze. Hier war die erste Etappe der Reise beendet.

Die Grenze durfte in der Dunkelheit nicht passiert werden, und die Reisenden hatten einige Stunden Zeit für ein wenig Schlaf in den Schlafkojen, die sich im hinteren Teil des Busses befanden.

Sara konnte nicht einschlafen. In der engen Sleepingbox fühlte sie sich wie in einem Sarg. Die muffige Luft darin war stickig, die Schlafgeräusche der Mitfahrer störten. Durch die Lüftungsschlitze drang eiskalte Nachtluft. Sara hatte rasende Kopfschmerzen, ihr war übel und sie fror erbärmlich. Als sie im Morgengrauen geweckt wurde war sie froh, der engen Zelle entkommen zu können.

Im nahen Zollgebäude, eigentlich war es mehr eine herunter gekommene Holzbaracke, gab es primitive Toiletten und Waschgelegenheiten. Auf der Klappe des Gepäckraumes bot der Busfahrer ein karges Frühstück aus schwarzem Tee und Zwieback an, eine Reminiszenz an den westlichen Geschmack.

Das Frühstück musste im Stehen eingenommen werden, während die chinesischen Grenzsoldaten den Bus, das Gepäck und die Pässe der Fahrgäste sorgfältig überprüften.

Sara bemerkte, dass ihr Sitznachbar, den sie eigentlich ganz sympathisch fand, einen deutschen Pass hatte.

Bis jetzt hatten sie nur wenige Worte auf Englisch miteinander gewechselt. Sie ging einige Schritte auf ihn zu.

„Sind sie Deutscher?“ fragte sie vorsichtig.

„Ja, du etwa auch? Ich bin Kristoffer, Freunde nennen mich Kris. Wo kommst du denn her?“

Sara zuckte bei dem „du“ leicht zusammen, aber wenn sich zwei Menschen aus dem gleichen Land so weit in der Fremde trafen war es wohl gerechtfertigt.

„Ich bin die Sara, und woher kommst du?“

„Ich bin aus Husum.“

„Ich aus Worpswede, das ist bei Bremen, schon mal davon gehört?“

Kris kannte Bremen, Worpswede allerdings nicht.

Trotzdem waren sie ja fast Nachbarn, angesichts der Entfernung, die sie von Deutschland trennte.

Kris war von Süden nach Nepal gekommen. Er hatte vorher Indien bereist und in Dharamsala Station gemacht. Dort war das größte tibetische Zentrum außerhalb Tibets, und dort lebte auch der Dalai Lama.

Gegen Mittag erreichte der Reisebus Nyalam. Zum ersten mal betrat Sara tibetischen Boden.

Sie hatte immer noch rasende Kopfschmerzen, die dünne Höhenluft machte sich bemerkbar.

Die Stadt Nyalam befand sich in dem Teil des Himalajas mit den höchsten Bergen. Der Mount Everest war nur wenige Kilometer entfernt.

Die Reisegruppe wurde auf einen Marktplatz geführt, auf dem tibetische Frauen ihre Waren anboten.

Gold und Silberschmuck gab es in großer Auswahl, vielfach üppig mit Türkisen besetzt.

Auch silberne Gebrauchsgegenstände wie Becher, Teller, Messer oder Dosen wurden verkauft.

Sara wurde den Verdacht nicht los, dass dieser Markt extra für die Touristen eingerichtet worden war.

Trotzdem konnte sie dem Angebot nicht widerstehen und kaufte sich eine Türkiskette.

Nach dem Marktbesuch führte der Reiseleiter die Gruppe zu einem „TACFO“ Restaurant, das es sogar schon in dieser abgelegenen Gegend gab. Hier gab es die einzige richtige Mahlzeit des Tages, denn am Abend wurde wieder nur die im Bus vorhandene Ration Tee und Zwieback verteilt.

Die Fahrt ging weiter über holprige, schmale Schotterstraßen durch die schroffen Berge. Oft fuhren sie direkt an steilen Abhängen entlang, während auf der anderen Seite der Straße eine glatte Felswand senkrecht empor ragte. Sara hatte mit Kris die Plätze getauscht. Sie konnte nicht mehr aus dem Fenster sehen. In ihrem Kopf war immer noch dieser höllische Schmerz, und ihr Magen zog sich mehr und mehr zusammen. Langsam fielen ihr die Augen zu. Die durchwachte Nacht, das Schaukeln des Busses und die monotonen Geräusche schläfernten sie ein.

Am Abend fühlte sich Sara noch schlechter. Der Bus hatte am Rande der Stadt Tingri auf einem Parkplatz angehalten, der anscheinend erst vor kurzem erbaut worden war, und auf dem noch weitere Touristenbusse standen.

Hier gab es auch Sanitäreanlagen in einem relativ neuen Steingebäude.

Sara's Kopfschmerzen hatten sie zum Erbrechen gebracht.

In ihrer muffigen Kabine konnte sie es nicht aushalten. Sie nahm ihren Schlafsack mit hinaus ins Freie und setzte sich auf einen Stein am Rande des staubigen Schotterplatzes.

Ihr war hundeelend zumute.
Und es ging ihr nicht allein so.
Viele der anderen Fahrgäste zeigten ähnliche Symptome.
Es war die Höhenkrankheit, die allen stark zusetzte.
Kris, dem es außer einigen Kopfschmerzen noch gut ging, kümmerte sich um Sara. Die zerbrechliche junge Frau hatte seinen Beschützerinstinkt geweckt.

Der Busfahrer verkaufte Tabletten gegen die Kopfschmerzen und auch kleine Sauerstoffflaschen, die das Atmen in der dünnen Luft erleichtern sollten.

Kris kaufte beides und versorgte Sara damit so gut er konnte. Die ganze Nacht verbrachten sie im Freien, eingewickelt in ihre dicken Thermoschlafsäcke, die gegen die eisige Luft nur wenig schützten.

Erst gegen Morgen fielen beide trotz der Kälte in einen leichten Schlaf.

Als Sara erwachte, fühlte sie sich etwas besser. Kris schlief noch neben ihr in seinem orangeroten Schlafsack. Seine langen Haare fielen locker über sein Gesicht und bildeten einen interessanten Kontrast zu dem stark sprießenden Dreitagebart.

Sara spürte ein Kribbeln in der Magengegend, das nicht von der Höhenluft kam.

Der neue Tag verlief ähnlich wie der vorherige.

Fahrt durch die hohen Berge, Mittagspause in Shekar, Besuch des Marktes, chinesisches Essen.

Diesmal ließen allerdings die meisten Reisenden das Mittagessen ausfallen und begnügten sich mit Tee und Zwieback.

Weiterfahrt bis Tingkye, Übernachtung auf einem der extra dafür angelegten Parkplätze.

Die Strecke von Katmandu nach Lhasa war schon immer ein vielgenutzter Landweg nach Tibet gewesen, auch deswegen, weil sich die Reisenden während der zwölfwägigen Fahrt langsam an die Höhenluft gewöhnen konnten. Das war angenehmer, als in Lhasa auf dem Flughafen zu landen, und sofort der dünnen, sauerstoffarmen Luft in viertausend Meter Höhe ausgesetzt zu sein.

Sara und Kris kamen sich rasch näher. Die intime Enge des Busses ließ schnell ein Gefühl der Vertrautheit entstehen.

Nach der Hälfte der Reise gab es zur Erleichterung aller eine Übernachtung in einem kleinen Hotel in Gyantse.

Weil es bei der Zimmerverteilung einige Unstimmigkeiten gab, wurden Sara und Kris in einem Doppelzimmer untergebracht.

Als Sara aus der Dusche kam, lag Kris bereits frisch rasiert und wohlduftend auf dem breiten Bett.

Sara fühlte sich immer stärker zu ihm hingezogen.

Sehr sehr lange blickten sie sich in die Augen, dann nahm Kris Sara's Hand und küsste jeden einzelnen ihrer Finger.

Sein Mund wanderte an ihrem Arm hinauf, verbiss sich kurz in ihrem Hals und landete warm und weich auf ihrem Mund.

Sara, die von Urlaubflirts wenig hielt, verliebte sich unsterblich.

Die große Entfernung zu ihrer gewohnten Alltagswelt ließen sie Dinge tun, die sie selbst nie für möglich gehalten hätte.

Sie lag in den Armen des wunderbarsten Mannes, dem sie je begegnet war. Er entfachte in ihr eine Lust, die sie in ekstatischen Höhepunkten mit sich fort riss.

Die nächsten Tage vergingen wie im Fluge. Sara und Kris waren unzertrennlich und verliebt wie noch nie bevor.

Ihre romantischen Gefühle steigerten sich in der unberührten Weite der kargen Felslandschaft bis ins Grenzenlose.

In Lhasa bezogen sie ein gemeinsames Zimmer. Sie hatten zwei Nächte und einen Tag Aufenthalt in der ehemaligen Hauptstadt Tibets. Danach würden sich ihre Wege trennen. Aber nach ihren Ausflugsfahrten, die sie schon von Deutschland aus gebucht hatten, würden sie sich in Lhasa wieder treffen.

Am liebsten hätten Sara und Kris ihr gemütliches Bett in dem einfachen Hotel gar nicht mehr verlassen. Aber wenn sie schon in Lhasa waren, mussten sie sich natürlich unbedingt auch die Stadt ansehen, die einmal das Zentrum des tibetischen Buddhismus gewesen war.

Kurz nach Mittag verließen sie das Hotel, und machten sich auf den Weg zum Potala Palast, dem touristischen Anziehungspunkt in Lhasa.

Lhasa hatte sich in den letzten Jahren zu einer modernen chinesischen Großstadt entwickelt. Es gab sogar schon einige Hochhäuser. Was noch vom alten tibetischen Lhasa übrig geblieben war, waren der Potala Palast, ein Kloster und Reste eines alten Wohngebietes in dessen Nähe. Der Potala, in dem einst der Dalai Lama gelebt hatte, war 1994 in das Weltkulturerbe aufgenommen, und kurze Zeit später durch die chinesischen Herrscher restauriert worden. Um den Palast herum befand sich ein kleines tibetisches Wohnviertel.

Es war zum großen Teil neu aufgebaut worden, nachdem eine alte Siedlung abgerissen worden war.

Die kleinen Häuser sollten die primitive Lebensweise der Tibeter veranschaulichen. Es befanden sich aber größten Teils nur noch Souvenirgeschäfte darin.

Auf ihrem Weg zum Potala Palast durchquerten Sara und Kris das Vergnügungsviertel der Stadt, mit Diskotheken, Bars und Spielhallen. Die Prostitution florierte hier vierundzwanzig Stunden am Tag. Das Vergnügungsviertel befand sich direkt unterhalb des Potalas und grenzte an das neue „Tibet – Land“, dem touristischen Viertel Lhasas.

„Tibet – Land“ war von einem hohen Drahtzaun umgeben und konnte nur durch eine enge Pforte betreten werden, an der die Besucher umgerechnet dreißig Euro Eintritt bezahlen mussten.

Jeder Besucher wurde nach Waffen und Sprengstoff durchsucht, das Handgepäck musste in einem nahegelegenen Steinhäuschen abgegeben werden. Dort bekam auch jeder Besucher ein Abspielgerät mit Kopfhörern, auf dem die Geschichte des Potala in mehreren Sprachen zu hören war.

Nur widerwillig ließ Kris die Prozedur über sich ergehen. Sara war zu eingeschüchtert, um zu bemerken, dass ihr neuer Freund anscheinend eine starke Abneigung gegen die Chinesen hatte.

Nach langem Warten hatten sie die Kontrollen hinter sich und konnten die steilen Steinstufen zum Palast hinaufklettern.

Den Potala in seiner heutigen Form hatte der fünfte Dalai Lama in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Marpori, dem heiligen Berg der Stadt, errichten lassen.

Das Gebäude hatte eine Länge von vierhundertundzwanzig Metern. Auf einer Höhe von einhundertundsiebzig Metern waren mehr als eintausend Räume untergebracht.

Als Sara und Kris in das Innere des Palastes kamen, waren sie überwältigt von der unbeschreiblichen Farbenpracht.

Die Decke des Saales, in dem sie sich befanden, und die stützenden Säulen, waren mit Schnitzereien reich verziert, und alles war mit den vorherrschenden Farben Rot, Blau und Gold bemalt.

Die Wände erstrahlten in leuchtendem Rot und waren mit kostbaren Stoffen und Thankas, den spirituellen buddhistischen Gemälden, behängt.

Sara konnte sich nicht satt sehen an der Pracht.

Sie schloss die Augen und versuchte, sich vorzustellen, wie es hier zugegangen sein mochte, als noch tausende tibetischer Mönche in den Räumen gelebt hatten.

Konnte sie ihre spirituellen Kräfte noch spüren, oder hatten die vielen ausländischen Besucher die Atmosphäre zerstört?

Auch Kris war schweigsam geworden. Eine starke Ergriffenheit hatte ihn erfasst.

Er wandelte auf den Spuren der Dalai Lamas, den religiösen Oberhäuptern Tibets, die hier fast fünfhundert Jahre gelebt hatten.

Tief beeindruckt gingen sie durch die zahlreichen Räume. Dort, wo der Besichtigungsweg entlang führte, erhellten nackte Glühbirnen die Dunkelheit. Wie finster musste es hier gewesen sein, als die Zimmer nur von qualmenden Butterlampen erhellt worden waren.

Im obersten Stockwerk des weißen Palastes im Potala erreichten sie das Schlafzimmer des Dalai Lamas.

Es war überreich verziert. Die Wände waren mit kostbaren Bildteppichen bedeckt, die rotbraunen Holzmöbel trugen Schnitzereien und Bemalungen mit Drachen-, Löwen- und Pflanzenmotiven.

Sara und Kris hatte es die Sprache verschlagen.

Hand in Hand traten sie auf die sonnenhelle Dachterrasse des Potala. Sie blickten über die goldenen Dächer des Palastes auf die moderne Stadt Lhasa, mit ihrem lauten Treiben, und in der Ferne auf die gigantischen Berge mit ihrer unbeschreiblich großen Stille.

Lange standen sie dort, dem Himmel näher als der Erde, jeder tief in seine eigenen Gedanken versunken.

Sie kamen aus zwei völlig verschiedenen Welten.

Sara, die rational denkende Wissenschaftlerin, und Kris, der gefühlsbetonte Umweltaktivist, die das Schicksal hier auf dem Dach der Welt zusammengeführt hatte.

Zärtlich schmiegte sich Sara an den Freund, und Kris legte fest seinen Arm um ihre Schultern.

Sie wünschten, dieser Augenblick möge nie zu Ende gehen. Dieses Gefühl der Verbundenheit auf dem Dach des Potala Palastes würden sie nie vergessen.

Lange standen sie dort oben.

Die Sonne versank schon im Westen hinter den Berggipfel und ließ lange Schatten in die Täler fallen, als ein chinesischer Aufseher Sara und Kris ermahnte, zum Ausgang zu gehen, weil der Palast bald geschlossen würde.

Nur widerwillig lösten sich Sara und Kris von der friedvollen Atmosphäre des Dachgartens.

Mit jeder der unzähligen Stufen, die sie hinabstiegen, näherten sie sich der menschlichen Zivilisation mit ihrem Lärm, der Hektik, dem Gestank und der Brutalität.

Am Fuß des Potalas umtobte sie wieder das aufgeregte, lärmende Treiben der Menschen auf dem Marktplatz.

Sara fasste sich zuerst. Sie wollte unbedingt ein Andenken an diesen wunderschönen Tag mitnehmen.

Sie kaufte sich eine kleine, reichverzierte silberne Gebetsmühle und einen sitzenden Buddha.

Kris kaufte für sich mehrere Schnüre mit Gebetsfahnen, einfarbigen Stoffquadraten, die mit Mantras bedruckt waren.

Außerdem erstand er noch zwei identische silberne Ringe. Einen davon steckte er Sara an den Finger, und sie versprachen einander, sich nach ihren Exkursionen wieder im selben Hotel zu treffen, und die Heimreise gemeinsam anzutreten.

Jetzt hatten sie nur noch diese eine Nacht, und sie wünschten sich, sie würde nie aufhören.

Doch die Nacht war kurz.

Die Gruppe, mit der Sara reiste, wollte Lhasa schon im Morgengrauen verlassen.

Kris hatte noch etwas mehr Zeit.

Er wartete noch auf einige Freunde, die mit einem späteren Flugzeug als er geflogen, und noch nicht angekommen waren.

Falls er sie nicht treffen sollte, wollte er in den nächsten Tag allein in die westlichen Gebiete Tibets aufbrechen.

Saras Reiseziel lag genau entgegengesetzt im Südosten des Landes. Dort begann der Dschungel mit den dichten Bambuswäldern und den wilden Päonien, um deretwegen Sara eigentlich gekommen war.

Es dauerte drei Tage, bis die kleine Reisegruppe das Naturreiservat erreicht hatte.

Zuerst fuhren sie durch wenig abwechslungsreiche steinige Felslandschaften, doch dann erreichten sie den hier noch schmalen Brahmaputra, der weiter nach Indien floss, und die Vegetation nahm immer mehr zu.

Von nun an begleitete die Straße den Fluss, und bald säumten üppige Getreide- und Gemüsegelder den Weg.

Bauern mit großen Strohhüten schnitten Weizen, Holzkarren, von Yakochsen gezogen, lieferten Kartoffeln und Gemüse auf die Märkte der kleinen Dörfer.

Der Bus brachte die Touristen weit hinein in das Naturreservat, fast bis an die Ufer des Yangtse Flusses, der hier in Tibet entsprang, und an dessen Mündung Sara ihre Reise begonnen hatte.

Die Reisegruppe übernachtete in einfachen Bambushütten. In der schwülwarmen Luft des subtropischen Klimas war eine besondere Dämmung der Häuser nicht notwendig. Die dünnen Wände dienten lediglich als Sichtschutz, und um größere Tiere fern zu halten.

Auf kleinere Tiere wie Spinnen, Skorpione oder Schlangen hatten die Bewohner selbst zu achten, und sie gegebenenfalls durch das Hotelpersonal entfernen zu lassen.

Sara störte das nicht. Sie war glücklich.

Schon vom Bus aus hatte sie die ersten wilden Strauchpäonien mit ihren pink leuchtenden großen Blüten am Straßenrand gesehen.

Jetzt konnte sie endlich mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit beginnen.

Jeden Tag machte sie Exkursionen durch das grünfeuchte Dschungeldickicht.

Sie fotografierte alle Päonien, die ihr vor das Objektiv kamen. Sie nahm Samen von den Pflanzen und verwahrte diese in nummerierten Papiertütchen, auf denen sie den Fundort und eine Beschreibung der Pflanze akribisch festhielt. Bald wurde sie von den Einheimischen nur noch „Shoyo“ genannt, was auf chinesischesch Päonie bedeutete.

Die intensive Beschäftigung mit den Pflanzen ließ die Zeit wie im Fluge vergehen. Zeitweise vergaß Sara wegen der übereichen Flora und Fauna sogar Kris.

Aber spätestens am Abend, wenn sie allein in ihrer Hütte auf dem harten Feldbett lag und den Geräuschen des Dschungels lauschte, kroch die Sehnsucht wieder in ihr hoch. Dann vermisste sie Kris besonders schmerzlich.

Nach gut einer Woche war das Urwaldabenteuer beendet. Die Heimreise begann. Ihr erstes Ziel war wieder Lhasa. Sara hoffte so sehr, dass Kris schon vor ihr da sein würde, aber als sie im Hotel ankam war er noch nicht da.

Auf den Strassen patrouillierte jetzt auffällig viel Militär, mehr als beim letzten mal, als Sara in Lhasa gewesen war. Die ganze Stadt schien von einer nervösen Unruhe erfüllt zu sein.

Schon kurz nach ihrer Ankunft wurde den Reisenden mitgeteilt, dass die Stadt Lhasa ab sofort für Ausländer verboten sei.

Die Reisegruppe durfte das Hotel nicht mehr verlassen, und wurde am nächsten Morgen in aller Frühe mit dem Bus nach Gonggar gebracht, dem Flughafen von Lhasa, der etwa 120 Kilometer außerhalb der Stadt lag. Von dort aus brachte sie ein kleiner Jet nach Chendon in der südchinesischen Provinz Sichuan.

Sara hatte keine Gelegenheit gehabt, nach Kris zu suchen. Auf dem kleinen Flughafen lief sie aufgeregt zwischen den wartenden Passagieren umher, in der Hoffnung, er würde dort irgendwo sein, aber sie fand ihn nicht.

Zwei Tage wurden die Reisenden auf dem Flughafen in Chengdon festgehalten. Sie durften das Gebäude nicht verlassen. Vor den Ausgängen standen bewaffnete Soldaten. Immer wieder wurden die Pässe und das Gepäck kontrolliert. Dann kam endlich die erlösende Nachricht, dass ein Flugzeug alle Passagiere nach Peking bringen würde.

Kris war immer noch nicht aufgetaucht.
Auch im Flugzeug war er nicht.

Sara hoffte inständig, dass er schon vor ihr aus Tibet ausgereist war, und sie ihn in Peking oder Frankfurt wiedersehen würde.
Aber auch in Peking traf sie ihn nicht.

Sara saß müde, krank, schmutzig, erschöpft und traurig in der komfortablen Lufthansamaschine, die sie nach Frankfurt am Main bringen würde.

In Tibet hatte es anscheinend Unruhen gegeben, aber genaueres wusste man nicht. Diese Nachrichten drangen in China nur ganz spärlich an die Öffentlichkeit.

Hoffentlich war Kris nichts passiert.

Sara wünschte sich nichts sehnlicher, als in die schützende Geborgenheit ihres Elternhauses zurückzukehren. In ihr altes Leben, das feste Strukturen hatte und ihr Sicherheit gab.

Als Sara auf dem Frankfurter Flughafen ankam, waren sehr viel mehr Menschen dort als sonst, obwohl dieser Flughafen schon immer ein hohes Passagieraufkommen hatte.

Alle Wartehallen waren überfüllt. Viele Reisende saßen auf ihrem Gepäck oder auf dem Fußboden. Kinder schliefen zwischen Koffern und Reisetaschen.

Sara's Anschlussflug nach Bremen war gecancelt.

Am Lufthansaschalter erfuhr sie, dass alle Flüge in Richtung Norden bis auf weiteres gestrichen waren, weil über Norddeutschland ein heftiger Orkan tobte. Die Flughäfen Hamburg, Bremen und Hannover hatten vorübergehend ihren Betrieb eingestellt.

Sara war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte schon genug Zeit auf Flughäfen verbracht.

Jetzt wollte sie endlich nach Hause.

Ihr ging es schlecht.

Die Höhenkrankheit machte ihr immer noch zu schaffen.

Durch das ständige Erbrechen und den Wasserverlust musste sie einige Pfunde abgenommen haben, denn ihre Hosen waren ihr zu weit geworden. Außerdem war durch die weite Reise, die Klimaveränderungen und die Zeitumstellung ihr Hormonhaushalt durcheinander geraten.

Sara wollte nur noch eines, endlich nach Hause kommen, und sich von den Strapazen der Reise erholen.

Sie ließ sich mit einem Taxi zum Frankfurter Hauptbahnhof bringen, und kaufte sich dort von ihren letzten Euros eine Fahrkarte nach Bremen.

Von dort aus würde sie Ihren Vater anrufen, der sie dann vom Bahnhof abholen konnte. Glücklicherweise hatte sie die Telefonkarte, die sie für Notfälle immer bei sich trug, in der Brieftasche gelassen. Ihre Kreditkarten und das Handy hatte sie nicht mitgenommen, aus Angst vor Taschendieben.

Im Zug entspannte sich Sara langsam. Sie hatte mehr Abenteuer hinter sich, als sie sich jemals hätte träumen lassen.

Sie musste die vielen Eindrücke erst einmal verarbeiten.

Außerdem hatte sie Liebeskummer, weil sie nicht wusste, ob Kris absichtlich nicht zu ihrem Treffpunkt gekommen war, oder ob die Umstände es verhindert hatten.

Sie war wütend auf ihn, weil er sie versetzt hatte. Aber vielleicht tat sie ihm ja auch Unrecht, und er hatte Tibet genauso schnell verlassen müssen wie sie. Wenn sie doch wenigstens seine Adresse in Deutschland gehabt hätte.

Aber in Tibet war für sie die Zeit stehen geblieben. Sie dachten nicht an später und daran Adressen auszutauschen, weil sie fest davon ausgingen, mit dem selben Flugzeug nach Deutschland zurückzukehren.

Nun war Sara allein.

Vielleicht hätte sie Kris auf dem Flughafen in Frankfurt suchen sollen. Sie hätte in ausrufen lassen können. Doch dafür war es jetzt zu spät.

Der Zug hielt in Hildesheim, und blieb im Bahnhof stehen. Die Fahrgäste mussten lange warten, bis sie endlich erfuhren, warum die Fahrt nicht weiter ging.

Bäume waren auf die Schienen gestürzt, hatten Stromkabel abgerissen und blockierten nun die Strecke.

Der Schienenweg in Richtung Norden war versperrt.

Der Zug endete in Hildesheim, aber die Bahn stellte Busse zur Verfügung, die die Fahrgäste weiter bis nach Hannover bringen sollten.

Als Sara aus dem Zug ausstieg, spürte sie als erstes die heftige Kraft des Windes. Über den Bahnhofvorplatz fegte ein kalter Herbststurm. Blätter, Zweige und Papierfetzen wirbelten durch die Luft. Nur mühsam konnte sich Sara gegen den starken Wind vorwärts kämpfen.

Der Bus nach Hannover wartete schon, und Sara flüchtete sich eilig in das schützende Fahrzeug.

Auf der Autobahn gab es kilometerlange Staus.

Anhänger waren durch die starken Böen umgekippt, der Verkehr musste umgeleitet werden, und es dauerte Stunden, bis Sara in Hannover ankam.

Sie versuchte, ihren Vater anzurufen, aber sie konnte ihn nicht erreichen. Von Hannover aus fuhren gar keine Züge mehr, und auch der Busverkehr war eingestellt worden. Zu viele Straßen und Schienen waren durch umstürzende Bäume und Trümmerteile blockiert.

Sara saß auf dem Bahnhof fest.

Sie war am Ende ihrer Kräfte.

Sie konnte nicht mehr.

Sie wollte nur noch nach Hause.

Sie befand sich mit hunderten von Reisenden in der großen Bahnhofshalle. Die Luft war heiß und stickig von den Ausdünstungen der Menschen. Kaum eine freies Fleckchen, an dem man sich hätte hinsetzen können, war noch zu finden.

Die meisten Menschen standen dichtgedrängt zwischen aufgetürmten Gepäckstücken.

Bahnpolizisten bewachten die Ausgänge und ließen niemanden hinaus.

Der gesamte Bahnhofsvorplatz war durch die Feuerwehr abgesperrt worden, weil ein etwa zehn mal zwanzig Meter großen Flachdachteil eines Hotels auf die Straße gekracht war, und mehrere Personen unter sich begraben hatte.

Sara wickelte sich in ihren dicken Schlafsack. Von den Bahnsteigen her zog es erbärmlich. Sie fror schrecklich, die Übermüdung machte sich bemerkbar.

Immer wieder fielen ihr die Augen zu.

Da nahm sie plötzlich in der Menschenmenge sehr verschwommen ein bekanntes Gesicht wahr.

Sie blinzelte, und sah noch einmal genauer hin. Es bestand kein Zweifel.

Rasch stand sie auf, und drängte sich zwischen den Menschen zu ihm durch.

Nils war ein Studienkollege von Sara gewesen. Sie hatten zusammen ihr Examen gemacht.

Er war nach Hannover gekommen, um seine Eltern abzuholen, die nach einem Afrikaurlaub ebenfalls dort gestrandet waren.

Sara wusste, dass sie in Bremen wohnten, und hoffte, dass sie mit ihnen mitfahren konnte.

Nils hatte Sara fast nicht erkannt. Sie sah blass und ausgemergelt aus. Die dunklen Ringe unter den Augen und das eingefallenen Gesicht hatten sie um Jahre altern lassen.

Natürlich war er sofort bereit, Sara im Auto mitzunehmen. Ein Platz war im Wagen ja noch frei. Nur mit dem Gepäck gab es Probleme. Saras Taschen passte nicht mehr in den Kofferraum.

Sara war inzwischen schon alles egal. Sie brachte die große Reisetasche und den Schlafsack in einem Bahnhofsschließfach unter, und verstaute ihren Rucksack mit den Reisepapieren, der Kamera und den Tüten mit den Päoniensamen zu ihren Füßen im Auto.

Unterwegs erfuhr sie von Nils, was in ihrer Abwesenheit in Deutschland geschehen war.

An der Nordseeküste hatte es eine gewaltige Sturmflut gegeben.

Deiche drohten zu brechen, und die Innenstädte von Bremen und Hamburg liefen voll Wasser.

Der Orkan wütete schon seit drei Tagen mit Windgeschwindigkeiten von zehn bis zwölf über Norddeutschland. Viele Bäume waren entwurzelt und Dächer abgedeckt worden. Zahlreiche Flüsse waren über die Ufer getreten. Feuerwehr und THW waren Tag und Nacht im Großeinsatz. Stündlich kamen neue Sturmschäden hinzu.

Die Autobahn in Richtung Norden war gesperrt. Die Leine trat bereits über ihre Ufer, doch Nils gelang es, auf Umwegen bis nach Nienburg zu kommen. Doch auch dort hatte die Weser die Innenstadt bereits überschwemmt, und kurz hinter der Stadt endete die Landstraße in einer großen grauer Wasserfläche.

In diesem Dreieck zwischen Aller und Weser war ein großer Teil der Wiesen überflutet, und auch die Straßen standen unter Wasser.

Sie mussten umkehren. Nach vielen Irrwegen erreichten sie die Autobahn nach Osnabrück, die vom Hochwasser verschont geblieben war. Natürlich staute sich auch hier der Verkehr, und es dauerte fast einen ganzen Tag, bis sie die Strecke von hundert Kilometern auf der „A eins“ hinter sich gebracht hatten. Sie erreichten Bremen und schafften es, auf der hohen Autobahnbrücke über die aufgewühlte Weser zu kommen.

Inzwischen hatte es auch noch angefangen zu regnen, und Nils hatte Mühe, den schweren Wagen auf der Straße zu halten. Auch in Bremen waren viele Straßen blockiert oder gesperrt, aber schließlich schafften sie es doch, das Haus von Nils Eltern zu erreichen.

Glücklicherweise war das Haus vom Sturm verschont geblieben. Auch Überschwemmungen gab es in diesem Stadtteil nicht. Sara durfte über Nacht bleiben, und abwarten, das die Straßen wieder passierbar wurden.

Ihr Gesundheitszustand hatte sich immer noch nicht gebessert. Im Gegenteil, die Übelkeit hatte sogar noch zugenommen, und sie entwickelte eine starke Abneigung gegen bestimmte Lebensmittel. Statt dessen hatte sie manchmal regelrechte Heißhungerattacken.

Nils Eltern waren sehr gastfreundlich.

Sie hatten Sara im Gästezimmer einquartiert, damit sie sich von den Strapazen der Reise erholen konnte.

Sara hatte mehrfach versucht, ihren Vater anzurufen, doch immer vergeblich. Nachdem sie geduscht hatte, fühlte sie sich schon etwas besser. Sie legte sich auf das weiche Bett und schlief sofort ein.

Sie schlief fast vierundzwanzig Stunden.

Als sie erwachte, hatte der Sturm sich gelegt, und der Regen hatte aufgehört.

Ihre Kleider waren in der Zwischenzeit gewaschen und getrocknet worden, und Sara fühlte sich zum ersten Mal seit Tagen richtig wohl.

Nur die Tatsache, dass sie ihren Vater nicht erreichen konnte, machte ihr Angst. Deshalb bat sie Nils, sie so schnell wie möglich nach Hause zu bringen.

Sie beschlossen, am nächsten Morgen aufzubrechen.

Der direkte Weg war immer noch versperrt. Die Straßen führten durch

Feuchtwiesen, die jetzt alle unter Wasser standen, und die Wassermassen hatten auch die Fahrbahnen überschwemmt.

Nils und Sara mussten wieder einmal umkehren und einen großen Umweg nach Norden machen, um eine befahrbare Straße zu finden.

In dieser Gegend begann ein großes Mooregebiet. Die Wiesen waren hier das ganze Jahr über nass, und deshalb von vielen Entwässerungsgräben durchzogen, die das Grund- und Regenwasser in mehrere kleine Flüsse ableiteten.

Doch jetzt war hier nur noch eine einzige silbrige Wasserfläche.

Wasser, so weit das Auge reichte.

Die Sonne schien an diesem klaren Spätherbsttag warm vom blauen Himmel herab, und wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre, hätte man diese Wasserwüste durchaus als schön empfinden können.

Am frühen Nachmittag erreichten sie Saras Haus. Es lag am unteren Hang eines kleinen Berges. Des Einzigen weit und breit, immerhin einundfünfzig Meter hoch.

Das Haus war unversehrt. Der untere Teil des Gartens war mit einem Wall aus Sandsäcken abgedichtet worden. Vom Nachbargrundstück war eine große Tanne in den Garten gekippt und hatte zahlreiche Blumen und Büsche zerdrückt.

Als sie das Haus betraten, traf Sara endlich auch ihren Vater. Er saß in seinem Arbeitszimmer in einem großen Lehnstuhl. Die Augen waren geschlossen, der Kopf ein wenig zur Seite geneigt. Er war mehr tot als lebendig, aber er lebte.

Nils wollte sofort einen Arzt anrufen, doch der Vater wollte keinen Doktor. Sara konnte sich um ihn kümmern.

Am späten Abend kam Sara endlich zur Ruhe. Nils war wieder zurück gefahren. Er wollte nicht in die Dunkelheit kommen und sich auf unbeleuchteten Straßen verfahren.

Der Vater schlief, Sara hatte ihn ins Bett gebracht.

Jetzt saß sie in der kleinen Wohnküche über einem kargen Essen.

Zum Glück hatte der Vater sich reichlich mit Konserven eingedeckt, so dass Sara bald etwas gefunden hatte, mit dem sie sich eine Mahlzeit zubereiten konnte.

Sara's Vater war Paul Otterson, ein bekannter Maler. Seine Bilder waren bei Kunstfreunden sehr beliebt. Er malte hauptsächlich Pflanzen, besonders Blumen. Die Blumenstilleben, die er auf die Leinwand brachte, ließen sich gut verkaufen und ermöglichten ihm und seiner Tochter Sara ein sorgenfreies Leben.

Sein gepflegter Garten war Paul's größter Stolz. Seit über zwanzig Jahren arbeitete er an ihm.

Er hatte die Blumen so in Gruppen angepflanzt, dass sie farblich miteinander harmonierten und große Farbflächen bildeten, ähnlich wie im Garten seines großen Vorbildes Claude Monet in Frankreich. Nur der Seerosenteich fehlte noch.

In dem großen Garten wuchsen alle seine Lieblingsmotive. Bauernrosen, Rittersporn, Akelei, Tulpen, Buschwindröschen, Klatschmohn und natürlich Rosen in allen Variationen.

Wenn das Wetter gut war, nahm er Staffelei und Leinwand mit in den Garten und malte die Blumen direkt in der Natur.

Nur wenn es längere Zeit regnete, pflückte er sich große Blumensträuße und stellte sie in sein Atelier, um sie dann als Stilleben auf die Leinwand zu bannen.

Paul brauchte sein Haus für seine Arbeit kaum zu verlassen. Das war für ihn besonders wichtig geworden, nachdem seine Frau, Sara's Mutter, an Krebs gestorben war, als ihre Tochter gerade neun Jahre alt war.

Als der Orkan kam, hatte Paul versucht, sein Haus sturmfest zu machen.

Glücklicherweise hatte er Fensterläden, die er schließen konnte, und das Grundstück war von einem kleinen Tannenwäldchen umgeben, dessen hohe Bäume den Wind abhielten.

Trotzdem war eine alleinstehende Tanne umgekippt und in seine schönen Blumen gekracht.

Aber das war nicht das schlimmste. Der Baum konnte zersägt und weggebracht werden.

Die Pflanzen würden sich erholen, und in ein bis zwei Jahren wäre von dem Schaden nichts mehr zu merken.

Das Schlimmste war das Wasser.

Es kam plötzlich über Nacht und ließ sich nicht aufhalten.

THW und Feuerwehr hatten LKW Ladungen mit Sand und Säcken in die höher gelegenen Straßen gebracht.

Die Anwohner hatten tagelang Sandsäcke befüllt um ihre Eingänge und Grundstücke damit abzusichern.

Zwar half Jeder Jedem so gut es ging, trotzdem waren die meisten auf sich allein gestellt und mussten selber sehen, wie sie mit ihrem Schicksal fertig wurden.

Den Sandsackwall unterhalb seines Gartens hatte Paul ganz allein aufgeschichtet.

Er hatte panische Angst, mit dem geliebten Garten auch seine Existenz zu verlieren.

Außerdem verbanden ihn so viele emotionale Erinnerungen mit diesem Stückchen Land.

Die erste Gestaltung des Gartens hatte noch seine Frau übernommen. Sie hatte die großen Blumenbeete angelegt und ihn inspiriert, die Blumen zu malen. Später hatte Sara ihre ersten Schritte in diesem Garten gemacht, hatte hier ihre erste Sandkiste und die Schaukel, die immer noch im alten Apfelbaum hing.

Paul hatte tagelang nichts mehr gegessen, und kaum etwas getrunken. Jetzt war er am Ende seiner Kräfte.

Sara saß in einem großen gemütlichen Sessel und hatte die Augen geschlossen.

Was hatte sie in den letzten Tagen nicht alles erlebt? Waren es erst drei Wochen her, seit sie sich von Kris verabschiedet hatte?

Voller Sehnsucht dachte sie an die schöne Zeit mit ihm, als die Welt noch in Ordnung war. Wo mochte er jetzt sein? Würde sie ihn je wiedersehen?

Das Wasser sank nur langsam, und auch Paul kam nur ganz allmählich wieder zu Kräften.

Es war, als würde das Leben nur noch im Zeitlupentempo vorangehen.

Aber wenigstens Sara ging es wieder besser. Die Übelkeit war vorüber und sie nahm an Gewicht zu. Das heimatliche Flachlandklima bekam ihr wesentlich besser als die Höhenluft im Himalaja.

Sara hatte angefangen, den Garten aufzuräumen.

Nach einigen Wochen, als die Fluten sich zurückgezogen hatten und die Verkehrslage sich entspannte, kamen Feuerwehrmänner und zersägten die große Tanne, die immer noch im Weg lag.

Dann, als der Stamm und die Zweige beiseite geräumt waren, wurde der Schaden erst richtig sichtbar.

Viele Sträucher waren abgeknickt, die Beete verwüstet. Aber die Sträucher konnte beschnitten werden, und die Blumen würden im nächsten Jahr wieder neu austreiben. Alles war halb so schlimm.

Und wie durch ein Wunder war das kleine Gewächshaus, in dem sie Tomaten und Paprika anbauten, unbeschädigt geblieben.

Nur das Wasser unterhalb des Gartens war immer noch da. Kein Wunder, sie wohnten ja in einem Moorgebiet, in dem der Boden immer feucht war, und in diesem Sommer hatte es noch besonders viel geregnet.

Auch Paul erholte sich langsam. Doch seit dem Orkan war er nicht mehr der Alte. Seine heile Welt war in Unordnung geraten.

Er hatte das Gefühl für Sicherheit verloren, er hatte erlebt, wie trügerisch es sein konnte.

Er versuchte, wieder zu malen, doch er war kaum noch in der Lage dazu.

An Stelle der duftigen Blumenbilder entstanden auf seinen Leinwänden graubraune Farbflächen mit bizarren Baumformationen ohne ein einziges farbiges Blatt.

Sara machte sich im Haushalt nützlich und bemühte sich weiterhin, den Garten in Ordnung zu bringen, denn ihm galt ihr größtes Interesse. Dort wollte sie im nächsten Jahr ihre Pfingstrosen züchten, ihre Päonien, die noch als Samenkörner in den Papiertüten schliefen.

Nachdem Sara Ordnung in das kleine Gewächshaus gebracht hatte, wusch sie alle Blumentöpfe, die sie finden konnte, gründlich aus und füllte sie mit frischer Komposterde. Auf dem langen schmalen Tisch des Gewächshauses nummerierte sie die Tontöpfe und füllte sie mit den schwarzen Samenkörnern. Jetzt konnte sie nur noch abwarten und hoffen, dass sich die Pflanzen gut entwickeln würden.

Allmählich fühlte auch Paul sich besser. Er hatte neue Kräfte gesammelt. Er wollte wieder mit zupacken, und die Schäden, die der Sturm angerichtet hatte, beseitigen. Den Garten hatte Sara schon so gut wie möglich aufgeräumt. Aber am Haus war noch einiges zu reparieren. Vom Giebel des Hauses waren einige Dachpfannen heruntergefallen und mussten erneuert werden. Glücklicherweise hatte Paul noch einige Reservepfannen im Schuppen aufbewahrt. Das Dach war nicht sehr hoch. Paul konnte es mit einer Leiter mühelos erreichen. Sara half ihm, indem sie die Leiter festhielt.

Ein paar mal musste Paul mit den schweren Dachziegeln die Leiter hinauf steigen.

Ihm wurde schwindelig, und er vermied es, nach unten zu sehen. Doch plötzlich verlor er das Gleichgewicht, rutschte von der obersten Stufe ab und stürzte auf den Boden. Sara versuchte noch, ihn festzuhalten, aber es gelang ihr nicht. Statt dessen fiel ihr der wuchtige Dachziegel auf den Kopf.

Paul lag bewusstlos auf der Erde, Sara war ebenfalls benommen und blutete aus einer Platzwunde über der Stirn.

Als sie langsam zu sich kam und realisierte, was geschehen war, geriet sie in Panik.

Leise begann sie, um Hilfe zu rufen, aber auf dem abgelegenen Grundstück hörte sie Niemand.

Sie musste selber Hilfe holen.

Zitternd schleppte sie sich ins Haus, suchte nach ihrem Handy und drückte mit letzter Kraft die Notfalltaste.

Es dauerte lange, bis sich am anderen Ende eine Stimme meldete. Der Feuerwehrmann sprach beruhigend auf Sara ein. Nur mühsam konnte sie erklären, was geschehen war.

Ein Rettungswagen würde so schnell wie möglich kommen, doch wegen der teilweise immer noch nicht befahrbaren Straßen konnte es einige Zeit dauern.

Sara war am Ende ihrer Kräfte. Am liebsten wäre sie einfach auf dem Fußboden sitzen geblieben, aber Paul lag noch draußen im Garten.

Mit letzter Kraft schleppte sie eine Bettdecke und ein Kopfkissen ins Freie, während sie ein frisches Handtuch gegen ihre Stirn presste. Dann legte sie das Kissen ihrem Vater unter den Kopf und deckte ihn mit der Decke zu.

Paul war immer noch bewusstlos, aber er atmete ganz schwach.

Es dauerte scheinbar eine Ewigkeit, bis der Rettungswagen kam. Sara fror und zitterte am ganzen Körper. Auf dem Handtuch, das sie gegen ihre Wunde drückte, hatte sich ein großer hellroter Fleck gebildet.

Die Sanitäter gingen zuerst ins Haus, fanden dort jedoch niemanden. Doch aus dem Garten meinten sie, schwache Hilferufe zu hören.

Sara hatte die Männer gehört und konnte noch um Hilfe wimmern, bevor sie in einer Art Dämmerzustand versank.

Sie nahm kaum wahr, dass ihre Wunde verbunden und der Vater untersucht wurde, dass sie auf eine Trage gelegt und in den Krankenwagen geschoben wurde.

Als Sara erwachte, lag sie in einem Bett unter einem weiß-gelb gestreiften Laken. Die Wand, auf die sie blickte, war vanillegelb gestrichen und mit zwei Bildern von Miró dekoriert.

Ihr Körper war mit mehreren Kabeln an Aufzeichnungsgeräte angeschlossen. Eine Krankenschwester in einem blauen Kittel trat in ihr Blickfeld, nickte ihr kurz zu und überprüfte die Geräte. Dann ließ sie Sara allein.

Sara musste geschlafen haben, denn als sie ihre Augen aufschlug, standen um ihr Bett herum mehrere Ärzte und Schwestern.

Es sei alles in Ordnung, wurde ihr mitgeteilt. Die Platzwunde am Kopf sei genäht worden, und dem Kind gehe es gut. Sie müsse aber noch zwei Tage zur Beobachtung in der Klinik bleiben.

Sara wollte gerade den Mund aufmachen, um nach ihrem Vater zu fragen, da waren die Ärzte auch schon wieder gegangen.

„Die Platzwunde war genäht worden, dem Kind ging es gut“, diese Worte kreisten immer wieder durch Sara's Kopf.

Irgendetwas stimmte an diesem Satz nicht. Doch dann schlich sich ganz langsam die Tatsache, dass sie schwanger war, in ihr Bewusstsein ein. Aber hatte sie es im Unterbewusstsein nicht längst gewusst?

Die Gedanken an Kris hatte sie in den hintersten Winkel ihres Gedächtnisses verbannt.

Sie hatten sich im Hotel verpasst, sie kannten die Adresse des Anderen nicht, sie hatten keine Chance, sich jemals wiederzufinden.

Zum ersten Mal fühlte sich Sara unglaublich allein.

Wie allein sie wirklich war merkte sie schon am nächsten Tag, als es hieß, sie könne die Klinik verlassen.

Sie hatte natürlich kein Geld dabei, und sie hatte auch Niemanden, der sie hätte abholen können. Sie wusste gar nicht, wie sie nach Hause kommen sollte.

Die Krankenschwestern stellten einen Freifahrtschein für ein Taxi aus, und so konnte Sara wenigstens nach Hause fahren.

Die Straßen waren inzwischen wieder frei. Das Wasser stand nur noch auf den Wiesen und Feldern, aber es lief langsam ab.

Der Taxifahrer plauderte sinnlos fröhlich vor sich hin: Katastrophe besiegt, größte Überschwemmung seit siebzig Jahren, Jahrhundertflut, immense Versicherungsschäden, das wird uns nicht wieder passieren.

Sara hörte kaum hin. Sie hatte andere Sorgen. Der Vater hatte einen Gehirnschlag erlitten. Seine linke Körperhälfte war gelähmt, möglicherweise war die Lähmung dauerhaft. Außerdem hatte er sich bei dem Sturz den rechten Arm gebrochen, was ihn völlig hilflos machte.

Direkt anschließend an den Krankenhausaufenthalt würde er zu einer Kur fahren müssen.

Nachdem das Taxi abgefahren war, betrat Sara durch die weiße Holzpforte den großen Garten mit dem kleinen Künstlerhaus.

Wie geborgen hatte sie sich hier noch bis vor kurzem gefühlt. Jetzt war mit einem Schlag alles anders geworden. Der gutbürgerliche Sicherheitsanzug hatte Risse bekommen.

Die Haustür stand einen Spalt breit offen.

Vorsichtig stieß Sara sie auf, und lauschte in das leere Haus hinein.

Alles war still, nur das Ticken der alten Standuhr war zu hören.

Im Haus war alles in Ordnung.

Wahrscheinlich hatten die Sanitäter die Tür nicht richtig zugezogen. Im Garten lag noch das Bettzeug und das blutige Handtuch mit dem Handy. Auf dem Boden waren Verpackungen, Papier und Spritzen verteilt, die die Sanitäter achtlos liegen gelassen hatten. Sara zog das Bettzeug von den Kissen, steckte das Handy in die Hosentasche, und warf alles, was an den schrecklichen Unfall erinnerte, angewidert in die Mülltonne.

Allmählich wurde es dunkel, obwohl es erst früher Nachmittag war. In der Ferne zogen dunkle graublauere Regenwolken herauf.

Sara setzte sich auf das große Sofa im Wohnzimmer, wickelte sich eine Woldecke um die Schultern und zündete eine Kerze an. Sie würde einkaufen müssen, es waren kaum noch Vorräte im Haus. Außerdem musste sie Paul eine Tasche mit Kleidern und Waschzeug ins Krankenhaus bringen. Sie hatte kaum noch Geld, nur einige Reiseschecks, die sie bei einer Bank eintauschen konnte. In Pauls Brieftasche fand sie achtzig Euro in Scheinen, mit denen sie wenigstens das Nötigste bezahlen konnte.

Am nächsten Vormittag startete Sara den alten Mercedes, den Paul einmal für ihre Mutter gekauft hatte, doch der Wagen sprang nicht an. Wahrscheinlich war die Energiezelle nass geworden.

Sara blieb nichts anderes übrig, als mit dem Fahrrad zum Bahnhof zu radeln, und von dort mit dem Zug in die Kreisstadt zu fahren.

Paul war zur Kur abgereist. Sara hatte eine Kontovollmacht erhalten, und konnte alle notwendigen Zahlungen erledigen.

Noch waren sie finanziell versorgt, doch wie sollte es weitergehen?

Paul Otterson war ein angesehenes Maler, er hatte seine Bilder immer gut verkauft, aber er hatte auch gut gelebt. Ersparnisse gab es kaum, und an eine Unfallversicherung hatte er nie gedacht.

Einige seiner Bilder standen noch in seinem Atelier. Aber wenn er jetzt nicht mehr malen konnte, was war dann?

Und nun bekam Sara auch noch ein Kind. Sie wollte es unbedingt haben, sie wollte einen Teil von Kris bei sich haben. Doch wie sollte sie mit alledem fertig werden?

Insgeheim hoffte sie auf ein Wunder, darauf, dass Kris sie hier finden würde.

Auf der sicheren Seite
Wähtest du das Leben,
Doch dann,
Im Bruchteil einer Sekunde,
Entschied es sich gegen dich,
Und begrub unter seinen Trümmern
Alle deine Träume

Vierzehn Jahre später

In des Wassers
Unendlich grauer Weite
Lockt,
Fern und klein
Das grüne Land.

Unerreichbar nah
Versinkt
Die letzte Hoffnung
Im stählernen Blau

Shoyo legte die letzte Pflanzkartoffel in die sandige Erdmulde. Sie liebte die Gartenarbeit über alles. Schon seit ihrer frühesten Kindheit hatte sie ihrer Mutter dabei helfen dürfen.

Ihr Blick schweifte über die blitzende Wasserfläche, die ihre kleine Welt umgab. Hier war ihre Heimat, hier fühlte sie sich wohl. Eine andere Welt hatte sie nie kennen gelernt. Ihre kleine Insel war für sie der sicherste Ort auf der Erde.

Ihre ganze Kindheit hatte sie hier verbracht, in dem kleinen, alten, gemütlichen Häuschen und dem großen Garten.

In ihrem Garten wuchsen sehr viele Blumen, aber es gab auch einige Gemüsebeete, auf denen sie Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Möhren, Kohlrabi und Salat anpflanzten.

Ihre Mutter Sara stand gerade in der Nähe bei ihren Lieblingsblumen. Die Strauchpäonien, die so schön in gelb, weiß und rosa Tönen blühten, und denen Shoyo ihren Namen verdankte, weil sie, ebenso wie Shoyo, aus dem fernen China mitgebracht worden waren.

Shoyo's Vater war in Tibet verschollen, sie hatte ihn nie kennen gelernt, aber wenn sie an ihn dachte, stellte sie sich ihn als einen chinesischen Prinzen oder einen indischen Maharadscha vor.

Shoyo lebte gerne auf ihrer Insel. Außer ihnen wohnten hier noch einige andere Familien. Es gab sogar eine kleine Schule, die Shoyo gerne besuchte, auch wenn sie in ihrer Altersstufe die einzige Schülerin war.

2053, also im nächsten Jahr, würde ihre Schulzeit beendet sein. Dann wollte sich Shoyo zusammen mit ihrer Mutter ganz der Blumenzucht widmen. Blumen waren eine seltene Ware geworden, und wurden gut bezahlt. Die Blumen, die sie anpflanzten, ließen sich gut verkaufen und ermöglichten ihnen einen sicheren Lebensunterhalt. Außerdem hatten sie noch einige Hühner, die reichlich Eier legten, und zwei Schafe in der Gemeinschaftsherde, die sie einmal im Jahr mit Wolle für neue Pullover und Socken versorgten.

Sara und Shoyo hatten alles, was sie zum Leben brauchten. Die Einnahmen, die sie durch die Blumen bekamen, waren nicht übermäßig, aber sie waren eine gute Ergänzung zu der Flutopfer Entschädigung, die sie sonst bekamen.

Sie hatten nicht viel Geld, aber auf der kleinen Insel hatten sie auch keine Möglichkeit, Geld auszugeben. Geschäfte gab es nicht, und nur alle zwei Wochen kam ein Versorgungsschiff vorbei, auf dem die nötigsten Lebensmittel eingekauft werden konnten, und das auch die Blumen mitnahm, die sie verkauften.

Aus Erzählungen wusste Shoyo, dass es hier in der Gegend einmal Straßen, Dörfer und grüne Wiesen gegeben hatte, aber sie konnte es sich kaum vorstellen.

Ihre frühesten Kindheitserinnerungen waren, dass sie auf dem Schoß ihres Großvaters saß, und ihre Mutter sie beide über eine glatte schwarze Straße schob.

Der Großvater hatte im Rollstuhl gesessen. Er konnte nicht mehr laufen, weil er von einer Leiter gefallen war.

Aber er malte jeden Tag. Shoyo durfte bei ihm sitzen und zusehen, oder auch selber malen.

Der Großvater hatte ihr gezeigt, wie man Dinge nach der Natur zeichnet, und wie manche Farben sich explosionsartig ausbreiteten, wenn man sie auf nasses Papier auftrug.

Als Shoyo zur Schule kam, lebten sie schon auf einer Insel.

Dabei war das Wasser erst ganz unmerklich gekommen.

Shoyo wusste noch, dass es in einem sehr heißen, trockenen Sommer einige Waldbrände ganz in der Nähe gegeben hatte, die sich dann zu Moorbränden ausweiteten, die schwer zu löschen gewesen waren.

Rund um ihr Grundstück sah man den Qualm der schwelenden Grassoden.

Nach der großen Trockenheit kam dann der Regen.

Er löschte die Brände, und brachte Wasser für Pflanzen und Tiere. Doch der Regen hörte nicht mehr auf. Es regnete im Herbst, im Winter und im Frühjahr fast jeden Tag.

Und dann kamen die Sturmfluten.

An die erste konnte sich Shoyo noch gut erinnern.

Es war Mitte Februar und schon angenehm warm. Das Thermometer zeigte siebzehn Grad. Die Schneeglöckchen und die Märzbecher blühten, und Krokusse streckten bereits ihre Köpfchen aus der Erde.

Shoyo war fünf Jahre alt.

Sie hatte schon ein eigenes kleines Blumenbeet, und wollte an diesem Tag unbedingt die ersten Radieschen aussähen. Sie war der Meinung, dass bei diesem schönen warmen Wetter der Frühling bestimmt ganz schnell kommen würde, auch wenn die Mutter sagte, dass es dafür noch zu früh sei.

Aber der warme Südostwind hatte die ersten Frühlingsgefühle in ihr geweckt.

Gegen Abend drehte der Wind dann auf Nord, und nahm beständig zu. In dieser klaren Vollmondnacht entwickelte sich ein Sturm, der sich zu einem Orkan steigerte. An der Nordseeküste entwickelte sich eine Springflut, deren hohe Wellen über die Deiche schwappten.

Der starke Nordwestwind drückte das Nordseewasser in die Flüsse Elbe, Weser und Ems, Hamburg und Bremen versanken in den Fluten, das ostfriesische Flachland meldete „Land unter“, stellenweise brachen die Deiche.

Die Moorgebiete rund um Saras Haus liefen voll Wasser, und diesmal ging das Wasser nicht mehr zurück.

Überall wurde intensiv versucht, die Deiche zu erneuern, die großen Städte wurden mit hohen Betonwänden umgeben und leergepumpt. Doch dort wo Paul, Sara und Shoyo lebten, in dem dünnbesiedelten Moorgebiet, das immer schon Feuchtland gewesen war, wurde kein Geld investiert, um das Land zu retten.

Die meisten Bewohner zogen fort. Nur wenige hartnäckige blieben, meistens waren es ältere Menschen.

Das steigende Wasser drängte die Einwohner immer mehr in höher gelegene Gebiete, und der Weyerberg, der jetzt wie eine Insel aus dem Wasser ragte, wurde dicht besiedelt.

Doch mit der Zeit verließen die meisten Menschen den abgelegenen Inselberg und zogen nach Süden in die großen Städte.

Paul wollte aus seiner vertrauten Umgebung nicht fort, und so mussten auch Sara und Shoyo bleiben.

Seit das Wasser da war, hatte der Großvater das Haus nicht mehr verlassen. Die Natur war für ihn zu einer Bedrohung geworden. Er lebte immer mehr in seiner eigenen Welt, kroch immer mehr in sich hinein, bis er nach zwei Jahren langsam starb.

Sara ließ den Toten verbrennen und begrub die Urne mit seiner Asche am Rande des Gartens in einem kleinen Beet, auf das sie seine Lieblingsblumen pflanzte.

Der Friedhof des Dorfes war längst unter der Wasserwüste begraben. Nur der alte Kirchturm ragte noch aus der braunen Flut.

Shoyo war glücklich auf ihrer Insel. Sie kannte ja kein anderes Leben.

Sie und Sara hatten sich mit den Gegebenheiten abgefunden. Sie hatten ein kleines Ruderboot angeschafft, mit dem sie zum Fischen hinaus fahren konnten. Sie legten Reusen aus, um Aale zu fangen und jagten Enten mit einer Schrotflinte.

Sie waren zu regelrechten Selbstversorgern geworden.

Sie bauten Gemüse an, die Hühner lieferten Eier und Fleisch, die Schafe Wolle. Milch und Käse bekamen sie von der Gemeinschaftskuhherde und ab und zu gab es sogar einen Lamnbraten. Wasser pumpten sie aus einem Brunnen im Garten, ein spezieller Filter reinigte es bis auf Trinkwasserqualität.

Die Winter waren mild, es brauchte kaum noch geheizt zu werden. Die Elektrizität für die Lampen, den Herd und den Wasserfilter lieferte ein Windrad, das gleich neben dem Haus aufgebaut war.

Im Herbst und Frühjahr gab es regelmäßig heftige Stürme, aber die Inselbewohner hatten gelernt, damit zu leben und ihre Häuser wetterfest zu machen.

Vielleicht gab es irgendwo anders ein leichteres, besseres Leben, doch hier war ihre Heimat, und hier wollten sie bleiben.

Der Sommer kam.

Bald würde Shoyo ihren vierzehnten Geburtstag feiern. Sie freute sich riesig darauf, und hatte alle Bewohner der Insel zu einem großen Gartenfest eingeladen.

Einige Tage vor ihrem Geburtstag saß Shoyo im Garten und blickte auf die weite, schwarze Wasserfläche, die in der Sonne funkelte. In der Ferne sah sie etwas dunkles, das sich anscheinend bewegte. Die Sonne blendete sie, und sie konnte nicht genau sehen, was da auf sie zu kam. Doch dann erkannte sie ein weißes Segelboot mit rotbraunen Segeln.

Das Schiff fuhr in südlicher Richtung an der Insel vorbei und verschwand hinter dem alten Kirchturm aus Shoyo's Blickfeld.

In den nächsten Tagen sah sie die rostroten Segel öfter am Horizont auftauchen, aber das Boot kam nie nahe genug an die Insel, als das Shoyo hätte erkennen können, wer auf dem Boot fuhr.

Und dann kam endlich der vierzehnte Geburtstag.

Als Shoyo aus der Schule kam, hatte Sara im großen Blumengarten schon den Kaffeetisch für die Gäste gedeckt. Sie hatte sich bemüht, alles besonders hübsch herzurichten, denn sie wollte ihrer Tochter in ihrem wenig abwechslungsreichen Leben eine besonders schöne Geburtstagsfeier bereiten. Sara war eigentlich nicht in der Stimmung für eine fröhliche Feier. Sie war eher deprimiert.

Sie fühlte sich mit sich selbst uneins, und kam sich oft vor, als wäre sie auf einer einsamen Insel gestrandet.

Sie hatte sich den Umständen angepasst, führte ein einfaches, aber doch angenehmes Leben, aber es war nicht das Leben, das sie sich einmal erträumt hatte.

Sie hatte ganz andere Lebenspläne gehabt. Doch dann kamen der Sturm, die Krankheit des Vaters, das Kind und das Wasser. Sara fühlte sich um ihr Leben betrogen, und ihre Einsamkeit war größer als die Weiten der Ozeane.

Von einer aufstrebenden Botanikerin war sie zu einer alleinerziehenden Mutter und einfachen Gärtnerin geworden, die jeden Tag ums Überleben kämpfen musste.

Trotz all dem hatte sie sich immer bemüht, ihrer Tochter davon so wenig wie möglich zu zeigen.

Shoyo sollte auch unter diesen schwierigen Umständen eine möglichst unbeschwerte Kindheit haben.

Und das war ihr anscheinend auch gelungen.

Shoyo war ein fröhliches Kind, und jetzt, mit zunehmendem Alter, reifte sie zu einer attraktiven jungen Frau mit einem sanften, aber starkem Charakter heran. Sie machte der Bedeutung ihres Namens, charmante Schöne, alle Ehre. Sara war stolz auf ihre Tochter.

Shoyo war glücklich.

Sie saß auf ihrem Bett und betrachtete ihre Geburtstagsgeschenke.

Bücher hatte sie bekommen, eine Spieluhr, die „Für Elise“ von Ludwig van Beethoven spielte, Pralinen, und von ihrer Mutter ein silbernes Kettchen mit einem Herz aus buntem Glas.

Es war die schönste Geburtstagsfeier, die sie je gehabt hatte. Den ganzen heißen Sommertag hatten sie im Garten gefeiert. Nur gegen Abend musste die Party ins Haus verlegt werden, weil die Mückenplage zu groß geworden war.

Seit das Wasser da war, waren die Mücken von Jahr zu Jahr zahlreicher und größer geworden.

Die meisten Menschen hatten ihre Fenster und Türen mit Moskitonetzen abgedichtet, ganz empfindliche schliefen sogar darunter.

Shoyo störten die Mücken nicht. Sie wurde nur ganz selten gestochen, ihre Mutter dafür aber um so mehr.

Es schien fast so, als würden die Moskitos Sara's Blut besonders schätzen. Auch an diesem Abend hatte sie wieder einige Mückenstiche abbekommen. Einen sogar direkt über dem Auge.

Nach kurzer Zeit schon war das Auge ganz zugeschwollen, und Sara musste sich hinlegen, und ihr Gesicht abwechselnd mit einem feuchten Tuch und einer aufgeschnittenen Zwiebel kühlen.

Sie schwor sich, von nun an mehr Knoblauch zu essen, weil den die Mücken angeblich nicht mochten.

Einige Wochen nach der Geburtstagsfeier, Shoyo war im Garten, um Blumen zu schneiden, sah sie am Horizont die rotbraunen Segel wieder.

Sara fühlte sich in letzter Zeit nicht so gut, und Shoyo musste ihre Arbeiten übernehmen. Sie hatte die Blumen zu ernten, die am nächsten Tag mit dem Versorgungsschiff abgeholt werden sollten.

Während sie die Blumen abschnitt, die überflüssigen Blätter entfernte und die Stiele zu Bündeln zusammenband, blickte sie immer wieder zu dem Segelboot hinüber, das sich langsam der Insel näherte. Es fuhr in Richtung des alten Kirchturms, der jetzt den Schiffen als Seezeichen diente.

Shoyo hatte die Sträuße fertig gebunden, und stellte sie in kleine Eimer mit Wasser, damit sie während des Transportes frisch blieben. Als sie wieder nach dem Segelboot Ausschau hielt, waren die braunen Segel verschwunden. Sie ließ ihren Blick in Richtung Kirchturm über das Wasser gleiten, und dann sah sie es wieder.

Die Segel waren herabgelassen worden, das Boot ankerte in einiger Entfernung vom Ufer, dort, wo das Wasser für größere Boote zu flach wurde.

Am nächsten Morgen lud Shoyo die Blumeneimer auf ihren kleinen Handwagen und zog damit zur Anlegestelle für das Versorgungsschiff. Der Anleger war ein breiter Holzsteg, der weit ins Wasser hinaus gebaut worden war, bis hin zur Fahrinne, in der das Wasser auch für große Schiffe tief genug war.

Von hier aus konnte Shoyo das Segelboot viel besser sehen. Es war ungefähr gleich weit vom Ufer entfernt wie das Ende des Steges, so dass Shoyo fast auf Augenhöhe mit ihm war. Aber es war zu weit entfernt, um Einzelheiten zu erkennen.

An Deck erschien eine Gestalt, scheinbar ein Mann, der zum Steg und dem geraden ankommenden Versorgungsschiff mit den glänzenden Sonnenkollektoren hinüberblickte.

Inzwischen hatten sich viele Inselbewohner auf dem Anleger eingefunden. Alle hatten Handwagen oder Schubkarren dabei. Als das Schiff endlich angelegt hatte, strömten sie an Bord, um in dem schwimmenden Supermarkt ihre Einkäufe zu erledigen.

Shoyo brachte ihre Eimer an Deck und tauschte die Blumen gegen die Lebensmittel, die auf ihrer Einkaufsliste standen.

Als sie mit Ihren Eimern, die jetzt mit Mehl, Zucker, Margarine, Kaffee und anderem gefüllt waren, zu ihrem Handwagen zurück ging, blickte sie noch einmal zum Segelboot hinüber.

Der Mann, der dort auf dem Dach der Kajüte saß, beobachtete anscheinend interessiert das Treiben am Anleger und auf dem Versorgungsschiff.

Shoyo stellte die Eimer in den Wagen und winkte zum Boot hinüber. Der Mann hob zum Gruß leicht seine rechte Hand.

In den nächsten Tagen hatte Shoyo viel zu tun. Neben der Schule musste sie noch den Garten und die Tiere versorgen, den Haushalt in Ordnung halten und sich um ihre Mutter kümmern, die mit einer fiebrigen Erkältung im Bett lag.

Sie hatte so viel zu tun, dass sie gar nicht mehr an das Segelboot dachte. Doch dann sah sie es eines Tages, wie es ziemlich nah an ihrem Garten vorbei fuhr. Das Boot kreuzte den ganzen Nachmittag in dem Gewässer unterhalb ihres Grundstücks, bis es sich am Abend plötzlich nicht mehr bewegte. Es hatte geankert, die Segel waren herunter gelassen worden.

Am nächsten Tag lag das Boot immer noch da, und auch am übernächsten. Shoyo konnte ihre Neugier kaum noch bezwingen, und schließlich nahm sie ihr Ruderboot und fuhr zu der weißen Yacht hinaus.

Als das kleine Ruderboot an die Bordwand stieß, erschien der braungebrannte Kopf eines Mannes aus der Kajütenluke.

Er war ungefähr vierzig Jahre alt, sein Gesicht war vom Wetter gegerbt, und von tiefen Furchen durchzogen. Die langen, an den Schläfen grau werdenden Haare, waren mit einer Segelschnur zusammengebunden.

„Hi, ich wohne da drüben. Ich wollte nur mal sehen, was sie hier so machen“, begründete Shoyo ihr Eindringen.

„Mm, Moin, ich suche nach einem Liegeplatz für den Winter. Kennst du dich hier auf der Insel aus? “

Shoyo nickte.

„Kannst du dich mal erkundigen, wo ich mein Boot über Winter hinlegen kann?“

Shoyo nickte wieder.

„Es gibt eine Bucht auf der anderen Seite der Insel. Sie ist vom Wasser aus nur schwer zu finden, weil sie mitten in einem Wald liegt. Dort kommt der Wind nicht hin. Alle Inselbewohner lassen ihre Boote im Winter dort liegen. “

„Kannst du mir den Weg dahin zeigen?“ fragte der Mann.

Shoyo schüttelte den Kopf.

„Ich darf nicht so weit raus rudern. Ich kann nämlich nicht schwimmen. Aber wenn du willst, kann ich dir morgen nach der Schule von Land aus die Stelle zeigen. Dann findest du die Einfahrt leicht.“

Der Mann war damit einverstanden, und sie verabredeten sich für den nächsten Tag um zwei Uhr mittags auf der anderen Seite der Insel.

Shoyo würde dann am Ufer stehen, und mit einem orangefarbenen Tuch winken.

Als Shoyo am nächsten Mittag an die Einfahrt zur kleinen Bucht kam, kreuzte in der Ferne schon das Boot mit den rostroten Segeln.

Shoyo winkte mit ihrem Tuch, und das Schiff näherte sich langsam der Insel. Doch der Wind stand ungünstig, die Yacht hatte Gegenwind und musste kreuzen. So würde sie nicht durch die Landenge vor der Bucht kommen können.

Aber dann rauschten die Segel herunter, und ein leises Brummen ertönte. Das Boot hatte einen kleinen Elektromotor, mit dem es auch bei ungünstigem Wind vorwärts kam, und der es durch die schmale Einfahrt manövrierte.

Das Segelboot war sicher durch die enge Passage gefahren.. Shoyo freute sich, und lief mit dem wehenden Tuch in der Hand am Ufer entlang, bis das Boot in der Mitte der Bucht zum Stillstand kam, und ein Anker ausgeworfen wurde. Der Mann an Deck winkte ihr zum Dank noch einmal zu.

Von jetzt an ging Shoyo öfter in die Bucht, um nach der Yacht und dem Fremden zu sehen.

Sara war wieder gesund, und Shoyo hatte mehr Zeit für sich.

Doch den Mann auf dem Boot sah sie nur noch selten. Entweder war er gar nicht da, oder er bemerkte Shoyo nicht, die klein und verlassen am Ufer stand, und sich ein kleines Bisschen nach dem Mann auf dem Boot sehnte.

Die Männer und Jungs auf der Insel kannte Shoyo schon ihr Leben lang. Sie waren für sie wenig reizvoll. Jetzt tauchte plötzlich dieser geheimnisvolle, wenn auch schon etwas ältere Mann auf, und zog Shoyo magisch an.

Shoyo entwickelte Gefühle, die sie vorher nicht gekannt hatte. Der Mann wurde in ihren Phantasien zu einem Abenteurer, einem Prinzen aus einem weit entfernten Land.

Die wenigen Male, an denen sie den Fremden an Deck sah, winkte sie zu ihm hinüber, und er winkte zurück. Shoyo hatte das Gefühl, als würde er sie besonders zärtlich ansehen, obwohl sie das aus der großen Entfernung eigentlich gar nicht feststellen konnte.

Anscheinend kam der Fremde nie auf die Insel.
Niemand war ihm je begegnet.

Doch dann traf Shoyo ihn eines Tages doch wieder.

Ihre Schwärmerei hatte sich inzwischen in so etwas wie Verliebtheit gesteigert. Sie musste ständig an den fremden Mann denken, der in ihren Träumen immer schöner, jünger und begehrenswerter wurde.

Shoyo brachte einige Sträuße mit den letzten Sonnenblumen auf das Versorgungsschiff, als sie ihn auf dem Anleger sah. Sie lächelte ihn an, er grüßte, und bedankte sich noch einmal dafür, dass sie ihm geholfen hatte, den Liegeplatz zu finden, während er einige Lebensmittel in einen Seesack packte.

Shoyo legte ihre Sachen in den Handwagen, und sie gingen gemeinsam in Richtung Insel.

„Du redest wohl nicht viel?“ wollte der Fremde wissen.
„Doch“, Shoyo schüttelte den Kopf, „eigentlich schon.“

Schweigend gingen sie noch einige Minuten nebeneinander her. Dann trennten sich ihre Wege.

„Wie heißt du eigentlich?“ wandte sich der Mann an Shoyo.

„Ich heiße Shoyo Kristin Otterson,“ war die Antwort.

„Freut mich, ich heiße Kris.“

Shoyo's Herz hüpfte auf dem Heimweg vor Freude. Er hieß Kris. Er hatte fast den gleichen Namen wie sie. Sie hatte immer schon gespürt, dass sie etwas mit ihm verband.

Shoyo konnte allerdings nicht wissen, wie recht sie damit hatte.

Nachdem Sara zu ihrer Dschungel­exkursion aufgebrochen war, hatte sich Kris einer Reise­gruppe angeschlossen, die ins westliche, tibetische Hochland reiste. Die Reiseroute führte immer an dem hier noch schmalen, aber reißenden Brahmaputra entlang bis zum Manasarovar See, dem einzigen Süßwassersee Tibets.

In den letzten Jahren waren dort einige Hotels entstanden, die ihr Trinkwasser aus dem See bezogen, und sogar ihre beheizten Swimmingpools mit dem Seewasser füllten.

Das hatte religiöse Gruppen empört, denn der See war für viele ein Heiligtum. Tibetfreunde, Umweltschützer und religiöse Gruppen aus aller Welt wurden dadurch veranlasst, für den Erhalt des Sees zu kämpfen.

Der kreisrunde Manasarovar See galt für die Tibeter und die Hindus als Heiligtum.

Seine runde Form war für die Tibeter das Symbol der lebensspendenden Sonne, die Hindus verehrten den See als Schöpfung ihres obersten Gottes Brahma.

Zum fünfzigsten Jahrestag des Friedensappells des vierzehnten Dalai Lama waren hier einige friedliche Demonstrationen geplant worden, die aber nur im geheimen organisiert werden konnten.

In der Nähe des Manasarovar Sees liegt der heilige Berg der Tibeter, der Kailash. Zu ihm pilgerten immer noch tausende Menschen. Diesen Pilgergruppen wollten sich die Demonstranten anschließen.

Doch die chinesischen Einreisebedingungen waren erschwert worden, und die Touristen konnten nur noch in überwachten Reisegruppen nach Tibet kommen. Auch die Menschen, die eigentlich gekommen waren, um auf die unwürdige Lage der tibetischen Bevölkerung aufmerksam zu machen, hatten sich solchen Reisegruppen anschließen müssen.

Sie mussten sich möglichst unauffällig verhalten, denn überall im Land gab es Spitzel der chinesischen Geheimpolizei. Jeder, der sich irgendwie auffällig verhielt, wurde sofort verhaftet und des Landes verwiesen.

Kris hatte sich mit seiner Gruppe in einem der großen Hotels eingekcheckt. Doch schon nach kurzer Zeit schlich er sich zum Hinterausgang aus dem Hotel hinaus und machte sich auf den Weg zum Kailash, dessen schneebedeckte Hänge er schon von weitem leuchten sah.

Am Ufer des azurblauen Sees entlang zogen die Pilgergruppen zu Fuß in Richtung des heiligen Berges, der noch einen Tagesmarsch entfernt vor ihnen lag.

Alle hatten nur ein Ziel, den 6741 Meter hohen Kailash, dem Ort der Götter, dessen vier gleichmäßige Seiten, die genau in die vier Himmelsrichtungen zeigten, immer mit Schnee bedeckt waren. Die Tibeter nannten den Berg deshalb „Kang Rinpoche“, Juwel des Schnees.

Der Kailash war seit Menschengedenken ein Zentrum der Verehrung für die asiatischen Religionen.

Die Hindus sahen in ihm den Sitz Shivas. Die Buddhisten betrachteten ihn als äußeres Symbol des Weltenberges Meru, als Achse des Kosmos, die Himmel, Erde und Unterwelt miteinander verbindet.

Seit jeher waren Menschen verschiedenster Religionen hierher gekommen, um den Berg auf einer Pilgerreise zu umrunden.

Einige der Pilger warfen sich bei jedem Schritt auf die Erde, und maßen so die fünfundfünfzig Kilometer lange Strecke mit ihrem Körper ab. Durch diese Tortur dauerte die Umrundung des Kailash fast drei Wochen.

Jede Umrundung des Kailash verringerte die Zahl der Sünden, und wenn es einem Gläubigen gelang, den Berg einhundertacht Mal zu umrunden, war ihm die Erleuchtung schon im jetzigen Leben sicher.

Doch westliche Pilger gab es in dieser Gegend nur selten. So viele wie in diesem Jahr hatte der Berg noch nie gesehen.

Es bildeten sich immer mehr, immer größere Gruppen von Umweltschützern und Friedensaktivisten, die alle das gleiche Ziel hatten. Sie wollten die Welt auf die fortschreitende Zerstörung Tibets auf menschlichem, kulturellem und ökologischem Gebiet aufmerksam machen.

Auch Kris hatte sich einer Gruppe von Umweltschützern angeschlossen. Noch verhielten sich die Demonstranten friedlich, und so unauffällig wie möglich, denn immer mehr Militärfahrzeuge fuhren in Richtung Kailash.

Am dritten Tag geschah dann das Unglück.

Kris war mit seiner Pilgergruppe schon weit in die einsamen Gebiete vorgedrungen. Die Armee Fahrzeuge hatten sie längst hinter sich gelassen, der Weg war für Kraftfahrzeuge nicht mehr passierbar. Auf dem uralten ausgetretenen Pfad gab es nur noch Pilger, alte Leute, Frauen, Kinder.

Unterwegs befestigten die Pilger immer wieder Gebetsfahnen an langen Holzstangen, die in aufgeschichtete Steinhaufen gesteckt worden waren.

Auch Kris tat das. Dafür hatte er die Gebetsfahnen extra in Lhasa gekauft.

Aber er hatte auch noch etwas anderes.

Er hatte eine tibetische Flagge, die in Tibet strengstens verboten war. Unter der Bodenplatte seines Rucksacks hatte er sie versteckt und mit ins Land geschmuggelt.

Diese Flagge hängte er jetzt mit den Gebetsfahnen an einen Mast.

Andere Demonstranten taten es ihm gleich. Sie fühlten sich sicher, denn außer ihnen waren nur noch einige tibetische Frauen in der Nähe.

Um so erstaunter waren sie, als diese Frauen plötzlich kurze Gewehre aus ihren Gepäckbündeln zogen und die Demonstranten in gebrochenem Englisch aufforderten, mit ihnen zu kommen.

Als die Demonstranten versuchten wegzulaufen, schossen die Frauen wahllos in die Menge.

Es gab Verletzte und Tote.

Dieser Vorfall wurde jahrelang vor der Weltöffentlichkeit geheim gehalten. Die Reisenden wurden als vermisst gemeldet, verschollen in der unendlichen Weite des Himalajas.

Kris gehörte zu den Verwundeten. Er war viele Tage bewusstlos. Als er wieder zu sich kam, lag er in einer dunklen Gefängniszelle auf einem rostigen Eisenbett.

Fast zehn Jahre wurde er gefangen gehalten. Dann wurde er auf drängen westlicher Behörden, die mit den Jahren doch von dem Massaker erfahren hatten, freigelassen. Er wurde nach Peking gebracht, und von dort nach Deutschland ausgeflogen.

Er erreichte Hamburg mit dem Flugzeug. Unter sich sah er die breiten Wassermassen der Elbe. Nur die Stadt Hamburg, inzwischen umgeben von einer hohen Betonmauer, war trocken.

Deutschland, ja, ganze Teile Europas hatten sich in seiner Abwesenheit stark verändert. Die Niederlande und Teile Belgiens existierten nicht mehr, und auch Norddeutschland war vom Wasser bedeckt.

Die deutsche Nordseeküste erstreckte sich jetzt auf der Linie Essen, Münster, Hannover, Lüneburg, Hamburg, Kiel.

Von Schleswig Holstein waren nur noch die mittleren und östlichen hügeligen Gebiete erhalten.

Bei Schleswig war die Nordsee in die Schlei durchgebrochen und hatte den alten Seeweg der Wikinger wieder hergestellt. Nordschleswig war mit Jütland zu einer Insel geworden.

Seine Heimatstadt Husum war zerstört. Kleinere Städte und Dörfer waren in den Fluten versunken. Die großen Hafenstädte Cuxhaven, Bremerhaven und Wilhelmshaven waren nach jahrelangen Rettungsversuchen aufgegeben worden.

Die letzten beiden großen Hafenstädte Hamburg und Bremen konnten durch neue Technologien im Deichbau gehalten werden. Sie waren nun letzte Vorposten weit draußen vor der Küste. Hannover und Münster wurden seit einiger Zeit zu neuen Hafenstädten ausgebaut. Zwischen Harz und Sauerland wurde der Deichbau enorm vorangetrieben.

Die Menschen, die die Fluten überlebt hatten, waren in die südlichen Städte gezogen, die schnell zu Millionenstädten heranwuchsen.

Kris hatte zuerst eine Zeit lang in Hamburg gelebt. Aber mit den vielen Menschen und der Zivilisation kam er nach den langen Jahren im Exil nicht mehr zurecht.

Er versuchte sich als Arbeiter beim Deichbau und konnte nebenbei eine zwölf Meter Yacht restaurieren, die er aus einem Versicherungsschaden gekauft hatte. Das Boot wurde sein Zuhause. Weil er darauf lebte, war er flexibel, und konnte immer dort wohnen, wo er gerade arbeitete.

Ein großes Problem für die Deichbauer war es, dass Stürme und Überschwemmungen immer wieder Löcher in die gerade neu angelegten Deichabschnitte rissen.

Die Stürme waren ein immer größer werdendes Problem.

Durch die steigenden Temperaturen verdunstete sehr viel Wasser, was zu größeren Bewegungen in den oberen Luftschichten und damit zu immer mehr Wind führte.

Besonders vom Herbst bis zum Frühjahr tobten heftige Stürme vom Meer her auf die Küste zu und trieben die Wassermassen der Nordsee immer weiter nach Süden.

Aus diesem Grund hatte der Deichbau oberste Priorität bekommen. Jede helfende Hand wurde hier gebraucht. Den Begriff „Arbeitslosigkeit“ kannten die meisten Menschen nur noch aus den Geschichtsbüchern.

Kris arbeitete drei Jahre beim Deichbau. Dann hatte er sein Schiff fertig ausgebaut, und es hielt ihn nichts mehr an Land.

Die Menschen lebten in einer Welt, die nicht mehr die seine war.

Unter ihnen fühlte er sich äußerst unwohl.

Er war zu einem verschlossenen Einzelgänger geworden.

Es zog ihn hinaus in die Einsamkeit des Meeres, dorthin, wo keine banalen Oberflächlichkeiten an seinen Nerven zerrten. Er war zu sehr mit sich selbst und mit seinen Erinnerungen beschäftigt, mit seinen Erlebnissen, den Demütigungen und den Folterungen während seiner Gefängnisjahre.

Manchmal erinnerte er sich noch an Sara, dem Mädchen, in das er einmal so wahnsinnig verliebt gewesen war.

Wie lächerlich erschien ihm das jetzt nach alledem, was er inzwischen gesehen und erlebt hatte.

Er wusste von ihr nur noch den Vornamen, doch hin und wieder glaubte er, den Duft ihrer Haut zu riechen, oder sich an den Geschmack ihrer Lippen zu erinnern.

Kris fuhr monatelang ziellos durch die überflutete Norddeutsche Tiefebene. Die Navigation war schwierig, denn überall ragten abgestorbene Bäume und Teile von Häusern aus dem Wasser. Schlimmer waren allerdings die Teile, die unter der Wasseroberfläche nur schwer zu sehen waren.

Zum Glück hatte sein Stahlboot einen flachen Kiel, mit dem es auch im niedrigen Wasser fahren konnte. Doch immer wieder stieß es gegen Trümmerteile, und Kris musste ständig aufpassen, dass er nicht irgendwo auflief und das Boot sich festfuhr.

In dem großen, unüberschaubaren Wassergebiet gab es überall kleine Inseln, die einmal Hügel gewesen waren.

Sie waren Zufluchtsorte für die Menschen aus der Umgebung geworden, und teilweise dicht besiedelt.

Viele Inseln waren überfüllt. Die Menschen lebten auf engstem Raum beieinander. Aggressionen nahmen zu, Gewalt und Angst breiteten sich aus. Deshalb gaben immer mehr Menschen ihre Häuser auf und zogen in die großen Städte im Süden.

Kris hatte schnell herausgefunden, welche Inseln unbewohnt waren.

In den rauen Wintermonaten, wenn der Wind eisig von Norden wehte und ein Sturm das Segeln unmöglich machte, zog er sich auf den einsamen Inseln in die leerstehenden Häuser zurück.

Bei dem, was die Menschen dort zurückgelassen hatten, fand er noch viele brauchbare Dinge. Seine Kleidung bezog er daher, aber auch seine Lebensmittel. Das wonach er am meisten suchte, und was für ihn lebenswichtig war, waren Getränke und Konservendosen.

Er konnte gut von diesen Vorräten leben.

Sein Boot war mit Lebensmitteln immer reichlich gefüllt.

Für die Dinge, die er im Moment nicht gebrauchen konnte, hatte er geheime Verstecke auf mehreren Inseln angelegt.

Immer bestand die Gefahr, dass plündernde Banden, die Seeräubern gleich über das Meer zogen, die Vorräte mitnahmen.

Diese modernen Piraten raubten die verlassenen Häuser aus, nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war, und steckten manchmal sogar die Häuser in Brand. Wer ihnen in die Quere kam und versuchte, einen Teil der Beute abzubekommen, wurde nicht selten erschossen.

Kris suchte seine Verstecke auf Inseln, deren Häuser bereits abgebrannt, die Keller aber noch erhalten waren.

Dort hauste er in der Winterzeit, immer in Gefahr, entdeckt zu werden.

Seekarten von diesem neuen Teil der Nordsee gab es noch nicht. Es war nicht leicht, sich im monotonen grau des Wassers zu orientieren.

Kris segelte deshalb nach alten Straßenkarten, die er in einem der Häuser gefunden hatte.

Manchmal ragten noch Ortsschilder aus dem Wasser, oder die Hinweisschilder einer Landstraße oder Autobahn.

Und anscheinend war er nicht der Einzige, der das machte. Gerade die ehemaligen Autobahnen waren zu regelrechten Wasserstraßen geworden.

Die alten Schilder wurden sogar wieder in Stand gesetzt, um dem Schiffsverkehr mehr Orientierung zu bieten.

Seine ziellosen Segelfahrten über die großen Wasserflächen hatten Kris irgendwann schließlich auch bis vor die Tore Bremens geführt.

Auch Bremen war, wie Hamburg, von hohen Betonmauern umgeben, um das Wasser aus der Stadt heraus zu halten. Außerhalb der Stadtmauer lag der neue Bremer Hafen der ständig ausgebaggert und erweitert wurde, um auch für große Containerschiffe zugänglich zu sein.

Nördlich von Bremen bildete die ehemalige Weser immer noch die Fahrrinne für den Schiffsverkehr, die durch Bojen und Barken gekennzeichnet wurde.

Wegen des hohen Verkehrsaufkommens war dieses Gebiet für den privaten Schiffsverkehr gesperrt.

Südlich von Bremen wurde ein Autobahndamm errichtet, der Bremen auch auf dem Landweg mit den südlichen Städten verbinden sollte.

Hier war das Segelgebiet für Kris zu Ende. Im Süden versperrte der Damm den Weg, im Norden war die Durchfahrt verboten.

Aber irgend etwas zog Kris wie magisch auf die andere Seite. Irgendwo in seinem Gehirn verband sich das Wort „Bremen“ mit „Worpswede“, und das Wort „Worpswede“ mit „Sara“.

Kris wusste nicht, ob sie überhaupt noch lebte, wollte es auch gar nicht wissen, aber er wollte einmal an dem Ort gewesen sein, an dem sie gelebt hatte.

Er belud sein Boot mit so vielen Lebensmittelvorräten, wie hinein gingen, und fuhr in einer nebeligen Frühjahrsnacht unbeleuchtet durch das verbotene Fahrwasser. Niemand bemerkte ihn, kein Schiff kreuzte seinen Weg.

Doch aus irgendeinem Grund traute er sich nicht, direkt zu dem Ort zu fahren, von dem er insgeheim hoffte, dort eine Spur von Sara zu finden. Statt dessen durchkreuzte er wochenlang ziellos die Gewässer. Früher war dieses Gebiet flach und sumpfig gewesen. Deshalb gab es in diesem schwarzen Moorwasser kaum höher gelegenes Land.

Nur eine größere Insel gab es, auf der noch einige Menschen leben sollten.

In großen Kreisen lenkte Kris sein Boot immer wieder um die Insel herum. Manchmal, wenn er nahe genug heran kam, konnte er Häuser erkennen, und Kühe und Schafe auf grünen Weiden. Auf dem östlichen Teil der Insel war ein größeres Waldgebiet. Im Süden gab es eine Anlegestelle, die weit ins Wasser hinein ragte, und die ab und zu von einem Fährschiff angelaufen wurde.

Manchmal sah er auch Menschen zwischen den Häusern. Im Westen der Insel hatte er ein paar mal ein Mädchen in einem Blumengarten gesehen.

Bald würde der Herbst kommen, und Kris musste sich ein Winterquartier für sein Boot suchen.

Einen geschützten Platz, an dem ihm die Stürme nichts anhaben konnten. Er umfuhr die Insel mehrfach, konnte aber keine Bucht oder einen anderen schutzbietenden Ort finden.

Als er gerader wieder einmal über seinen Straßenkarten saß, um nach einem Inselberg zu suchen, schlug etwas hartes von Außen gegen seine Bordwand.

Es war das Mädchen aus dem Blumengarten. Vor kurzem hatte er sie noch auf dem Anleger gesehen.

Sie war neugierig. Sie wollte sich den Fremden ansehen, der schon so lange vor ihrer Insel herumfuhr.

Sie kannte sich gut auf ihrem kleinen Stückchen Land aus und zeigte Kris eine geschützte Bucht auf der Ostseite der Insel.

Danach war das Mädchen noch öfter zu der kleinen Bucht gekommen.

Kris hatte sie vom Kajütenfenster aus beobachtet. Er selbst zeigte sich nicht.

Irgend etwas an dem Mädchen war ihm unheimlich. Sie erschien ihm so vertraut. Die Gesichtszüge kamen ihm bekannt vor, obwohl er sie nie zuvor gesehen hatte. Das machte ihm Angst.

Doch dann gingen seine Trinkwasservorräte zu Ende. Er musste sich auf dem Versorgungsschiff einige Kanister Wasser kaufen.

Dort traf er das Mädchen wieder.

Sie schien sehr schüchtern zu sein, bekam kaum den Mund auf.

Aus Verlegenheit, nur um etwas zu sagen, fragte Kris sie nach ihrem Namen.

Den Namen, den sie nannte, hatte er schon einmal gehört, oder täuschte er sich?

Ein bekannter Maler hieß so, aber sicher auch noch viele andere Menschen in dieser Gegend.

Shoyo erschien jetzt fast täglich an der kleinen Bucht. Immer zur Mittagszeit, nach der Schule, führte sie ihr Weg ans Wasser. Aufmerksam sah sie zur Yacht hinüber, die in respektvollem Abstand vom Ufer vor Anker gegangen war. Mit sehnsuchtsvollen Augen blickte Shoyo zu dem weißen Boot hinüber. Nur ganz selten sah sie Kris, den Mann, dem alle ihre Gedanken, Gefühle und Träume galten.

Wenn sie ihn an Bord sah, winkte sie zu ihm hinüber, und er grüßte zurück, verschwand dann aber meistens schnell unter Deck in seiner Kajüte.

Shoyo war ernster geworden. Sara hatte es wohl bemerkt. Sie führte es auf das Erwachsenwerden zurück.

Sara machte sich immer öfter Gedanken über Shoyo's Zukunft. In wenigen Monaten war für sie die Schule zu Ende. Auf der kleinen Insel hatte sie keine Entwicklungsmöglichkeiten.

Hin und wieder befasste sich Sara mit dem Gedanken, die Insel zu verlassen und in den Süden, in eine der großen Städte zu ziehen. Es fehlte ihr aber noch der Mut, alles, was bisher ihr Leben war, aufzugeben.

Doch sie würde sich bald entscheiden müssen.

Shoyo sollte nicht eine Gefangene der Lebensumstände sein, so wie sie eine geworden war.

Sara war mit ihren Plänen noch nicht weit gekommen. Sie plagten gesundheitliche Probleme.

Früher war sie nie krank gewesen, doch in der letzten Zeit hatte sie immer häufiger Erkältungen mit Fieber und Schüttelfrost. Vermutlich vertrug sie das feuchte Klima nicht mehr. Das war noch ein Grund mehr, von der Insel wegzugehen.

Im Garten war jetzt in der Winterzeit nicht viel zu tun, und Sara hatte Zeit zum Nachdenken.

Während die feuchte Kälte durch alle Ritzen des Hauses zog, saß sie oft vor dem Kamin, in dem sie die Holzabfälle aus dem Garten verbrannte, und hing ihren Gedanken nach.

Dick in eine Decke eingewickelt gab sie sich ihren Grübeleien hin. Manchmal versuchte sie sich durch die Lektüre botanischer Fachbücher abzulenken. Doch sie konnte sich kaum noch auf den Inhalt konzentrieren.

Vor einer Ewigkeit hatte sie selbst einmal ihre Doktorarbeit schreiben wollen. Aber das Leben hatte etwas anderes mit ihr vorgehabt.

Trotzdem hatte sie ihre Päonien eingepflanzt, sie durch Teilung vermehrt und sogar einige neue Sorten gezüchtet.

Die äußeren Seiten ihres großen Gartens waren dicht mit den höheren Strauchpäonien bepflanzt, während die empfindlicheren Buschpfingstrosen in der Nähe des Hauses einen Platz gefunden hatten.

Über alle ihre Vermehrungs-, Veredelungs-, und Zuchtergebnisse hatte Sara sich sorgfältig Notizen gemacht.

Jetzt wollte sie allmählich damit beginnen, die gesammelten Aufzeichnungen zu einer durchgehenden Arbeit zusammenzufassen.

Shoyo blieb nach der Schule jetzt oft bei Freunden, so dass Sara ungestört arbeiten konnte.

Ihr wurde immer bewusster, wie selbständig Shoyo schon war. Bald würde sie ihr eigenes Leben führen.

Kris beobachtete das Mädchen am Strand genau. Sie kam fast täglich, stand lange am Ufer oder saß auf einem umgefallenen Baumstamm. Dort hockte sie oft stundenlang, bei jedem Wetter.

Er beobachtete sie heimlich, von seinem Kajütenfenster aus. Wenn sie ihn zufällig an Deck sah, winkte sie hinüber, und er winkte zurück.

Er hätte gern mehr über das Mädchen gewusst.

Sie gefiel ihm, aber sie war ja fast noch ein Kind.

Die ersten Winterstürme tobten über das Meer und die kleine Insel, aber die versteckte Bucht bot sicheren Schutz für die Boote, die darin Zuflucht gesucht hatten.

Doch dann, der Winter war schon fast vorüber, setzte ein heftiger Orkan ein. Mehrere Boote lösten sich aus ihrer Verankerung und wurden gegen das Ufer gespült.

Auch das Schiff von Kris riss sich los, und trieb hilflos auf den Strand zu.

Zum Glück verfang sich die Ankerkette in einem Gewirr toter Äste, die aus dem Wasser ragten. Die Irrfahrt war gestoppt, aber andere Boote wurden gegen die Yacht geschleudert und teilweise zertrümmert. Der stabile Stahlrumpf des Segelbootes hatte den Aufprall heil überstanden, aber das hölzerne Oberdeck war beschädigt worden.

Als der Sturm nachließ, begann Kris sofort mit den Reparaturen. Doch ihm fehlte einiges an Material, und auch seine Lebensmittel waren fast aufgebraucht. Deshalb arbeitete er fieberhaft daran, sein Schiff wieder segelklar zu machen.

Er wollte in die großen Geisterstädte im Norden fahren. Dort hoffte er, seine Vorräte auffüllen zu können.

Weil er sehr konzentriert an seinem Boot arbeitete, bemerkte er gar nicht, dass er das Mädchen seit dem Sturm nicht mehr in der Bucht gesehen hatte.

Der Orkan hatte zwei dünne Fichten umgeweht. Sie waren genau auf Sara's Strauchpäonien gefallen. Um größeren Schaden zu vermeiden, mussten die Bäume sofort entfernt werden.

Sara und Shoyo waren tagelang damit beschäftigt, die dünnen Äste von den Tannen abzusägen, ohne dabei allzu viel an den Pfingstrosen zu beschädigen. Dann konnten sie endlich die Stämme durchsägen und aus den Sträuchern herausziehen.

An den Päonien waren einige Zweige abgebrochen, aber die würden wieder nachwachsen.

Größerer Schaden war nicht entstanden, und sie hatten sogar noch Brennholz bekommen. So hatte das Unglück doch noch etwas Gutes gehabt, und Sara und Shoyo waren wieder ein Team geworden.

Auch wenn Shoyo manchmal ihre eigenen Ansichten hatte. Es schien doch noch Hoffnung für ein lebenswertes Leben auf der Insel zu geben.

Es dauerte tatsächlich mehrere Wochen, bis Shoyo wieder Zeit fand, in die kleine Bucht zu gehen.

Zu ihrem großen Entsetzen war das Segelboot nicht mehr da. Zitternd setzte Shoyo sich auf den dicken Baumstamm, ihrem Lieblingsplatz. Angestrengt startete sie aufs Wasser. Vielleicht tauchten die braunen Segel im nächsten Moment hinter der Landzunge auf.

Oder war das Schiff vielleicht im Orkan gesunken?

War es unter den zahlreichen Booten, die am Ufer lagen um repariert zu werden?

Verzweifelt suchte Shoyo zwischen den Booten nach der weißen Yacht.

Sie war nicht da.

Sie war weg.

Kris war weg.

Kris durchsuchte eines der verlassensten Hochhäuser, die einmal charakteristisch für die Innenstadt von Bremerhaven gewesen waren. Doch hier gab es kaum noch etwas zu holen.

Die oberen Stockwerke waren zum größten Teil leer geräumt worden. Weiter unten klebte verschimmelter Papier an Wänden und Fußböden. Schreibtische, Stühle, Regale, Akten und Laptops lagen in wüsten Haufen an den Wänden. Alles war verschimmelt, und stank erbärmlich. Hier war Nichts, was noch zu gebrauchen war.

Planlos segelte er weiter durch die engen Häuserschluchten, und versuchte dabei, so unauffällig wie möglich zu sein. Vor kurzem hatte er ein fremdes Schiff gesehen. Vermutlich waren es Piraten.

Vorsicht war also geboten, und Kris lenkte sein Boot so, dass er immer in Deckung der Häuser blieb.

Hier, in der ehemaligen Hafenstadt, hatte es früher bestimmt einige Werften gegeben.

Danach suchte Kris.

Doch die Werften waren naturgemäß nahe am Wasser gebaut worden, und deshalb alle versunken.

Aber er hatte Glück.

Ein halbfertiger Frachter hatte sich zwischen einigen Häusern verkeilt.

Kris lenkte die Yacht backbords, machte sein Boot neben einer Luke fest und kletterte vorsichtig in das Innere des Schiffes. Er war immer auf der Hut vor den Outlaws, den Gesetzlosen, die sich in den Ruinen versteckt hielten.

Doch Kris war allein.

Er durchsuchte die dämmrigen Räume, fand Werkzeuge, Schrauben und Nägel, auch Holzbalken und Bretter.

Damit konnte er einiges anfangen.

Aber noch dringender als Werkzeug brauchte er Lebensmittel, und ganz besonders Wasser. Seine Vorräte waren aufgebraucht. Er hatte zeitweise schon das Regenwasser getrunken, das sich in Pfützen auf den Flachdächern sammelte.

Um nicht durch verschmutztes Wasser krank zu werden, hatte er sich aus einer alten Plastikflasche einen Wasserfilter gebaut. Er hatte den Boden der Flasche abgeschnitten, in den Flaschenhals einen Stofffetzen gestopft und darauf Moos und Holzkohle, die er selber hergestellt hatte, geschichtet.

Den Filter band er an den Mast des Segelbootes.

Immer, wenn er irgendwo Süßwasser entdeckte, sammelte er es in einem großen Kanister, lies es durch den Filter laufen und fing es in einem Becher auf. So machte er sich unabhängig von der Notwendigkeit, Wasser kaufen zu müssen.

Trotzdem brauchte er immer noch etwas essbares.

Systematisch durchsuchte er die noch erhaltenen Häuser.

Manchmal fand er Konservendosen, leicht angerostet durch das Salzwasser, meistens ohne Etikett.

Wenn er Glück hatte, waren Dosensuppen darin, oder sogar eingelegtes Obst. Wenn er Pech hatte, war es Hunde- oder Katzenfutter, aber zur Not aß er das auch.

Bei seiner Suche kam er manchmal auch an der einen oder anderen Kirche vorbei.

In den Kirchen gab es meistens nicht mehr viel zu holen. Die Wertgegenstände waren rechtzeitig ausgebaut worden. Was noch vorhanden war, hatten sich längst Plünderer geholt. Doch die Kirchenbänke waren oft aus Eichenholz, und das konnte Kris gut für den Schiffbau gebrauchen.

Bei einer Kirche, an der er anlegte, waren die Fenster zerbrochen. Das Gotteshaus war bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt, und Kris konnte mit seinem kleinen Schlauchboot durch ein Fenster direkt in den großen Innenraum paddeln.

Einige Bretter schwammen auf dem Wasser. Kris wollte sie später einsammeln. Doch zuerst paddelte durch das Kirchenschiff, bis dahin, wo der Altar gestanden haben musste. Hier war wohl auch einmal so etwas wie ein Kruzifix gewesen.

Kris musste plötzlich daran denken, wie er vor sehr langer Zeit in einem Gottesdienst gewesen war. Es erschien ihm sehr unwirklich, fast wie aus einem anderen Leben, und er bemerkte, dass er gar keine Beziehung mehr zu den alten Religionen seiner Kindheit hatte.

Die Kirche war leer, hier war nichts mehr zu holen.

Doch als er zurückfahren wollte, sah er an der Seitenwand eine morsche Tür.

Dem Schmutz an den Wänden nach zu urteilen, hatte das Wasser hier fast bis zur Decke gestanden, war dann aber wieder zurückgegangen und hatte die Tür frei gegeben. Kris lenkte sein Boot vorsichtig in die Richtung und öffnete die Tür.

In dem kleinen Raum standen an einer Wand Regale mit feuchten, verschimmelten Kartons.

Einige waren zerrissen, Flaschen schauten daraus hervor.

Kris hatte tatsächlich so etwas wie einen Schatz gefunden. Etwa einhundert Weinflaschen lagerten dort. So schnell würde er jetzt nicht mehr verdursten.

Mit einem Mal überkam ihn eine panische Angst.

Wenn jetzt jemand käme, und seinen Schatz stahl?

Hastig begann er, die Flaschen in sein Boot zu laden, und fuhr dann in aller Eile davon. Die Bretter hatte er in der Hektik vergessen, und zum ersten Mal fühlte er sich wie ein Dieb.

Shoyo dachte nur noch selten an Kris.
Die Schule nahm sie zu sehr in Anspruch.
Sie schrieb gerade ihre Abschlussarbeiten.
Nur noch wenige Wochen, dann war ihre Schulzeit beendet, dann war sie frei.

Doch was sollte sie mit ihrer Freiheit anfangen?
Sie kannte kein anderes Leben, als das auf der kleinen Insel, das Leben in und mit der Natur. Aber vielleicht kam ja doch noch einmal ein Märchenprinz über das Meer gesegelt.

Shoyo lehnte gedankenversunken an der Wand des kleinen Holzschuppens und blickte in die Ferne auf die weite Wasserfläche, auf der sich weiße Frühlingswölkchen spiegelten.

Ganz in Gedanken hatte sie die Anfangsbuchstaben ihres Namens mit dem Taschenmesser, mit dem sie normalerweise die Blumen schnitt, in das weiche Holz geritzt. Gleich neben den Buchstaben S.O., die ihre Mutter Sara vor langer Zeit in das Holz geschnitzt hatte.
Sara war ihre beste Freundin.
Von ihr wollte sie sich nie trennen.

Sara stand auf der anderen Seite des Gartens und beobachtete ihre Tochter.
Sie kannte diesen Blick, dieses sehnsuchtsvolle auf das Wasser starren.

Sie selbst hatte oft dort am Schuppen gestanden und in die Ferne geschaut, immer darauf hoffend, dass ein Boot aus der Ferne ihren Liebsten zu ihr brachte.

Doch der wusste ja gar nicht, wo sie war.

Einmal hatte sie sogar damit begonnen, ihre und seine Initialen in das Holz zu ritzen.

Doch dann wurde sie dabei unterbrochen und hatte es völlig vergessen.

Auf wen mochte Shoyo jetzt warten? War es ein fiktiver Märchenprinz, oder gab es einen realen Menschen, von dem Sara nichts wusste?

Der Sommer wurde heiß und trocken.

Die feuchtwarme Luft auf der Insel ließ die Pfingstrosen in diesem Jahr besonders üppig blühen.

Sara hatte sich einen Stuhl zwischen die Blumenbeete gestellt.

Ihr fiel die Gartenarbeit immer schwerer, und sie musste oft eine Pause einlegen, um sich auszuruhen.

Ständig wurde sie von Fieberattacken geplagt. Sie dauerten meistens nur drei Tage an, hatten Sara aber sehr geschwächt.

Sara hielt es für eine verschleppte Erkältung. Auf der Insel gab es keinen Arzt, und nur sehr wenige Medikamente, und eine Reise aufs Festland in eine Klinik war einfach zu teuer.

Shoyo half ihr, so gut sie konnte.

Seit dem die Schule zu Ende war, arbeitete sie jeden Tag im Garten, und auch im Haushalt nahm sie ihrer Mutter einen großen Teil der Arbeit ab. Aber Sara wollte nicht, dass Shoyo sich jetzt ausschließlich um sie kümmerte. Sie nahm sich vor, schnell wieder gesund zu werden. Dann würden sie und Shoyo von der Insel fortgehen.

Shoyo fühlte sich in diesem herrlichen Sommer so leicht und frei wie nie zuvor. Sie war glücklich. Endlich konnte sie tun und lassen, was sie wollte. Am liebsten würde sie von morgens bis abends im Garten sein. Sie liebte die Blumen, fühlte sich mit ihnen verwandt. Wenn sie in ihrem Garten war, fühlte sie sich so stark mit der Natur verbunden, dass sie ein großes Glücksgefühl überkam. In ihrem Inneren wusste sie, dass sie selbst, die Pflanzen und auch die Tiere alle ein Teil der göttlichen Schöpfung waren. Alle waren sie miteinander Verbunden, unverzichtbare Teile einer großen universellen Einheit.

Für Shoyo war der große Garten das Paradies, das Fleckchen Erde, das sie am meisten liebte, und das sie um keinen Preis der Welt verlassen wollte.

Das Einzige, was ihr Glück trübte, war die Krankheit der Mutter, und dass sie ihre Freude nicht richtig mit ihr teilen konnte.

Deshalb tat Shoyo alles, um ihr die Arbeit abzunehmen, und ihr das Leben zu erleichtern.

Nur manchmal abends, wenn sie unter dem Moskitonetz in ihrem Bett lag, träumte sie davon, wie schön es wäre, wenn sie noch jemanden hätte, mit dem sie das alles teilen konnte. Dann träumte sie wieder von dem Märchenprinzen, der über das weite Meer zu ihr kam.

Shoyo arbeitete inzwischen schon ganz selbständig. Sie erntete die Blumen, verkaufte sie auf dem Versorgungsschiff, und tauschte den Erlös gegen Lebensmittel wie Mehl, Zucker, Butter und fiebersenkende Medikamente ein. Sie hatte gelernt, Brot zu backen und das Gemüse für den Winter einzukochen.

Sara half ihr dabei, so gut sie konnte, doch sie wurde immer schwächer, und oft war sie kaum noch in der Lage, Shoyo zu erklären, was sie tun musste.

Kris hatte sein Boot bis oben hin voll bepackt mit allen möglichen nützlichen Dingen, vor allem aber mit Konservendosen und Getränken.

Er hatte tatsächlich noch einige Supermärkte gefunden, die nicht restlos geplündert waren.

Jetzt war er unterwegs, um ein sicheres Versteck zu suchen, in dem er seine Vorräte verwahren konnte. Dann wollte er wieder zurückfahren, um noch mehr zu holen.

Doch es war schwer, ein geeignetes Versteck zu finden. Höher gelegenes Land war selten geworden, und außerdem häuften sich die plündernden Banden und die Piraten.

Kris musste diesmal weit nach Süden segeln, um einen geeigneten Ort zu finden.

In einem alten Wasserturm, der aus den Fluten ragte, fand er endlich das geeignete Versteck. Dort gab es ziemlich weit oben einen kleinen Raum mit einer abschließbaren Tür. Als er seine Sachen auf den Turm geschleppt hatte, verammelte er die Tür mit Brettern und Balken, die dort angeschwemmt worden waren.

Dann segelte er so schnell wie möglich zurück nach Norden zu seinen geheimen Fundorten.

Aber diesmal waren die Plünderer schneller gewesen.

In den Geschäften, in die er kam, waren die Regale leergeräumt, teilweise waren sie umgekippt. Er fand nur noch wenige Dosen, einige Limonadenflaschen und sechs Flaschen Weinbrand zwischen den Trümmern.

Auch wenn die Ausbeute diesmal nicht so reichhaltig ausfiel, war Kris doch damit zufrieden. Bis zum nächsten Sommer müssten seine Vorräte reichen, dann würde er weitersehen.

Auf dem Weg zurück wurde sein Boot von einem Piratenschiff gekapert. Die Räuber nahmen ihm die Limonade und den Alkohol ab. Die verrosteten Konservendosen durfte er behalten.

Die Piraten hatten sein Schiff durchsucht, und die Herausgabe der Sachen mit vorgehaltener Pistole erzwungen, trotzdem waren sie relativ friedlich gewesen. Und weil Kris sich auch ruhig verhielt, lief der Zwischenfall glimpflich ab. Die Sitten waren eben rauer geworden.

Kris konnte den Verlust der Flaschen verschmerzen, doch das Piratenschiff verfolgte ihn lange Zeit in respektvollem Abstand. Er wollte sein Versteck nicht verraten und segelte deshalb tagelang ziellos herum, mal Richtung Westen, dann wieder nach Norden oder Osten. Er tat so, als würde er weiter nach Verwertbarem suchen, bis die Verfolger schließlich aufgaben, und ihn seinem Schicksal überließen.

Es war Herbst geworden. Bald begann wieder die Zeit der Winterstürme. Kris musste einen sicheren Hafen finden, in dem er mit seiner Yacht überwintern konnte.

Seine Gedanken waren in diesem Sommer oft zu der kleinen Insel mit der geschützten Bucht zurück gekehrt. Die Insel, oder war es das Mädchen?, zog ihn magisch an.

Er beschloss, auch den kommenden Winter in der Bucht zu verbringen. Doch er musste vorsichtig sein. Immer öfter kreuzten fremde Schiffe seinen Weg, und er traute den Besatzungen nicht.

Auf seinen wochenlangen Kreuzfahrten war er an Inseln vorbeigekommen, die durch marodierende und plündernde Banden überfallen worden waren.

Deshalb fuhr er über viele Umwege zu dem kleinen Inselberg.

Er wartete, bis das Wetter günstig war, und lief im Morgengrauen, verborgen durch dichte Nebelschwaden, in die kleine Bucht ein. Es war windstill, und weil er befürchtete, das brummen des Elektromotors könne ihn verraten, benutzte er das Paddel aus seinem Beiboot, um in die Bucht zu rudern.

Die Bucht war noch leer. Nur am Ufer lagen einige Boote, die offensichtlich repariert wurden.

Kris hatte Glück gehabt.

Schon wenige Tagen, nachdem er in der Bucht Zuflucht gefunden hatte, zog der erste Herbststurm über das Meer. Zum Glück war er nicht sehr stark, und richtete keinen großen Schaden an.

Nur einige der morschen Tannen auf der Insel waren umgefallen.
Eine davon war auf den Holzschuppen in Sara's Garten gekracht, gerade dort,
wo Sara Otterson und Shoyo Kristin Otterson ihre Initialen in das Holz geritzt
hatten.

Der Schuppen brach unter der Last des Baumes zusammen und wurde von den
dunkelgrünen Zweigen völlig verdeckt.
Nur ein einzelnes Brett ragte noch aus dem Chaos heraus.
Darauf waren die eingeritzten Buchstaben noch teilweise zu erkennen. Mit
etwas Mühe konnte man noch S.O.S. entziffern.

Als der Sturm vorüber war, versuchte Shoyo, den Baum vom Schuppen
herunter zu ziehen, doch ihre Kräfte reichten dafür nicht aus.
Zersägen konnte sie ihn nicht, denn das gesamte Werkzeug war in dem
Schuppen darunter begraben.
So sehr sie sich auch bemühte, die stechenden Zweige an die Seite zu schieben,
es gelang ihr nicht, an das Werkzeug heran zu kommen.

Sara hatte wieder einen ihrer immer häufiger werdenden Fieberanfälle.
Das einzige Gegenmittel, das sie gegen das Fieber hatten, war
Holunderbeersaft, den Shoyo Sara immer wieder einflößte.
Doch das Fieber ging nicht herunter.
Sie brauchten stärkere Medikamente.

Shoyo schnitt die letzten Herbstastern ab, in der Hoffnung, sie gegen
Arzneimittel eintauschen zu können.

Aber es waren nur noch wenige Blumen, die der Sturm nicht beschädigt hatte, und sie bekam gerade einmal vier Tabletten dafür.

Bei den Inselbewohnern konnte sie auch keine Hilfe finden. In diesem Sommer waren wieder viele Leute auf das Festland ausgewandert. Sogar die Schule hatte geschlossen werden müssen.

Nur die Alten waren noch geblieben.
Auch sie hatten kaum das Nötigste zum Überleben.

Als Shoyo vom Anleger zurückkam, sah sie einen fremden Mann, der sich an einem der leerstehenden Häuser zu schaffen machte.

Unter seiner verblichenen Schirmmütze schaute ein langer Zopf hervor, das Gesicht war von einem mächtigen Vollbart verdeckt.
Seine Kleider waren zerschlissen und schmutzig.

Shoyo fürchtete sich, und versuchte, hinter einigen Büschen unbemerkt zu entkommen, doch der Mann hatte sie gesehen.

„Hallo, du da!“ rief er zu ihr hinüber.

Shoyo fing an zu rennen. Der Mann lief ihr nach. Sie war schon fast an ihrem Gartentor, als er sie einholte, und seine große, schwielige Hand auf ihre Schulter legte.

„Hallo, kennen wir uns nicht?“

Shoyo zitterte vor Angst.

Was wollte dieser schmutzige alte Mann von ihr?

Sie hatte ihn zuvor nie gesehen, obwohl der Klang seiner Stimme irgendwelche weit entfernten Erinnerungen in ihr wach rief.

Verstohlen blickte sie den Mann an. Seine Augen erinnerten sie an Jemanden.

„Bist du nicht Shoyo?“

Shoyo nickte überrascht.

„Ich bin´s, Kris. Erkennst du mich nicht mehr?“

Nein, Shoyo erkannte ihn wirklich nicht.

Der zottelige Bart, die vom Wetter geerbte Haut, die tief in die Stirn gezogene Mütze ließen es nicht zu.

Doch langsam kam die Erinnerung zurück.

Nur war Kris in ihren Träumen immer jünger und gutaussehender geworden.

Jetzt stand er als alter Mann vor ihr, und alle ihre Illusionen zerplatzten wie eine schillernde Seifenblase

Kris begleitete Shoyo bis zu ihrem Haus.

Sie schien noch scheuer und zurückhaltender geworden zu sein.

Er versuchte, ein Gespräch mit ihr zu beginnen, und sprach sie auf die umgestürzte Tanne an.

Als Kris hörte, dass das gesamte Werkzeug unter dem Baum war, bot er sofort seine Hilfe an.

Schon am nächsten Morgen erschien er mit einer Axt und einer Säge und begann, die Tanne zu zersägen.

Shoyo half ihm dabei.

„Wohnst du hier ganz allein?“ Kris wunderte sich, warum er Shoyo immer allein antraf.

Shoyo schüttelte den Kopf „Mit meiner Mutter.“

„Wo ist sie denn ?“

„Sie ist krank.“

„Ist es schlimm?“

„Nur etwas Fieber.“

Kris arbeitete lange daran, den Baum zu zerlegen. Am Abend hatte er es so weit geschafft, dass sie das Werkzeug aus den Schuppentrümmern bergen konnten.

Shoyo's Mutter hatte sich den ganzen Tag nicht sehen lassen.

Am Abend bedankte sich Shoyo mit einem Abendessen, das aus Rührei, selbstgebackenem Brot und Brennnesseltee bestand.

Kris hatte seit Jahren nicht mehr so gut gegessen.

Er versprach, wiederzukommen, und bei der Reparatur des Schuppens zu helfen.

Sara hatte fast den ganzen Tag über geschlafen. Die Tabletten hatten sie müde gemacht. Sie hatte von dem Geschehen in ihrem Garten nichts mitbekommen.

In den nächsten Wochen kam Kris öfter zu Shoyo in den Garten. Sie versuchten, den zerstörten Schuppen wieder aufzubauen.

Die gemeinsame Arbeit ließ sie allmählich immer vertrauter miteinander werden.

Mit der Zeit wurde auch Shoyo offener und gesprächiger, und erzählte Kris mehr aus ihrem Leben.

Kris hatte große Hochachtung davor, wie das junge Mädchen seine Aufgaben erledigte, und langsam entwickelte sich eine tiefe Freundschaft zwischen ihnen.

Shoyo war froh, dass sie jemanden hatte, der ihr half, und die schweren Arbeiten abnahm.

Nur Sara ließ sich nicht blicken. Shoyo hatte ihr nichts von Kris und seinen Besuchen erzählt. Sara war sehr schwach geworden, und Shoyo wollte sie nicht dadurch beunruhigen, dass ein Fremder bei ihnen arbeitete.

Die Winterstürme tobten in diesem Jahr besonders häufig über das Meer, und brachten große Regenmengen mit.

Bei starkem Wind konnte Kris sein Boot nicht verlassen, zu gefährlich war es, mit dem Beiboot überzusetzen.

Deshalb war er schon einige Wochen nicht mehr bei Shoyo gewesen.

Der Schuppen war notdürftig repariert, und für ihn gab es dort nichts mehr zu tun.

Aber er machte sich Sorgen um das Mädchen, dass da so allein wohnte, obwohl sie ihm immer wieder gezeigt hatte, wie gut sie zurecht kam.

Und außerdem hatte sie ja noch ihre Mutter, die inzwischen sicher wieder gesund war.

Trotzdem hatte er ein ungutes Gefühl. Er wollte unbedingt nach Shoyo sehen, und obwohl der Wind heftig von Westen blies, ließ er sein Schlauchboot zu Wasser und paddelte ans Ufer.

Als er an Shoyo's Haus kam, war der Garten verlassen.

Er klopfte an die Tür, und als niemand öffnete, machte er durch Rufen auf sich aufmerksam.

Doch nichts geschah.

Die Haustür war unverschlossen.

Kris trat vorsichtig ins Haus. Er kam in die geräumige Wohnküche, in der er schon mehrmals mit Shoyo gegessen hatte.

Als er weiter ging, gelangte er in eine kleine Stube mit einem offenen Kamin, aber es brannte kein Feuer darin. Das Haus war kalt und feucht.

In einem weiteren Zimmer stand ein großes Bett. Zwischen den dicken Kissen schaute ein blasses Gesicht heraus.

Kris erkannte es sofort, und erschrak.

Sein Herz fing heftig an zu schlagen. Er war ihr die ganze Zeit so nah gewesen, und jetzt war sie so fern.

In der Ecke raschelte es.

Als Kris sich umblickte, sah er Shoyo, die in einem großen Sessel schlief. Die langen blonden Haare fielen ihr strähnig über das Gesicht.

Nachdenklich blickte Kris zu dem Kind hinüber. Dann ging er leise in die Küche zurück und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Hier war sie also all die Jahre gewesen. Die Jahre, in denen er sich nach ihr verzehrt hatte, die Jahre, in denen er versucht hatte, sie zu vergessen, die Jahre, in denen er sich nicht getraut hatte, nach ihr zu suchen.

Shoyo war aufgewacht. Neben sich hörte sie die ruhigen Atemzüge ihrer Mutter.

Leise ging sie in die Küche.

Da saß Kris am Küchentisch.

Shoyo kam es vor, als wäre es das normalste auf der Welt. Er war ihr inzwischen so vertraut, als wäre er ein Teil ihres Lebens.

„Wie geht es deiner Mutter?“ fragte er leise.

„Sie hat hohes Fieber.“

„Was fehlt ihr?“

Shoyo zuckte mit den Achseln.

„Gibt es hier keinen Arzt?“

Shoyo schüttelte den Kopf.

„Habt ihr wenigstens Medikamente?“

Shoyo schüttelte wieder den Kopf.

Kris hatte in seiner Zeit in Tibet und China ein wenig von den chinesischen Heilmethoden mitbekommen. Für leichtere Erkrankungen reichten sie manchmal aus.

Vielleicht konnte er helfen.

„Wie fing die Krankheit an?“

Shoyo erzählte von den erkältungsähnlichen Symptomen und dreitägigen Fieberschüben.

„Gibt es hier im Sommer viele Mücken? Werdet ihr oft gestochen?“

Shoyo erinnerte sich an die Mückenplage im vorletzten Sommer während ihrer Geburtstagsfeier, und dass ihre Mutter sogar im Gesicht gestochen worden war.

Kris war besorgt.

Krankheiten mit diesen Symptomen hatte er im Gefängnis bei Mithäftlingen oft beobachtet.

Es war das kalte Sumpffieber, die Malaria.

Ohne Chinin oder andere entsprechende Medikamente gab es keine Heilung.

Sara erwachte nur noch selten aus ihren Fieberträumen. Manchmal sah sie einen alten Mann mit einem Bart an ihrem Bett stehen.

Vielleicht war das ein Arzt?

Manchmal meinte sie auch, Kris würde an ihr Bett kommen, und wie aus weiter Ferne zu ihr sprechen.

Kris war einfach da geblieben, und Shoyo kam es ganz normal vor.

Er half ihr, wo es nötig war, und er kümmerte sich um Sara, aber er sagte Shoyo nicht, dass er ihre Mutter kannte.

Das sollte sein Geheimnis bleiben.

Über dem Meer braute sich ein neuer Orkan zusammen. Heftige Windböen fegten schon über die Insel.

Kris versuchte, die Fenster des alten Hauses notdürftig mit Brettern zu vernageln, und alles zu befestigen, was nötig war.

In der Nacht brach der Sturm dann mit einer gewaltigen Wucht über die Insel herein.

Viele der sowieso schon geschwächten Bäume wurden wie Streichhölzer abgeknickt, Trümmerteile wirbelten durch die Luft.

Das vom Sturmwind aufgewirbelte Wasser peitschte in hohen Wellen über das Land.

Kris konnte nur hoffen, dass sein Boot ordentlich verankert war, dass die Kette nicht riss oder irgendetwas ein Leck in den Rumpf schlug.

Der Sturm wütete drei Tage und drei Nächte.

Er schleuderte große Wassermassen über die kleine Insel. Der Wall am Ende des Gartens wurde aufgerissen und fortgespült.

Das Windrad knickte ab, der Rotor brach.

Dadurch wurde für Shoyo und Kris das Kochen unmöglich gemacht, und auch der elektrische Wasserfilter funktionierte nicht mehr.

Kris baute ein provisorisches Gestell aus den Metallstäben des Windrades, das er über die Feuerstelle im Kamin stellte. So konnten sie wenigstens das Pumpenwasser abkochen.

Als der Sturm nachließ, schaute Kris als erstes nach seinem Schiff.

Das Boot hatte sich losgerissen.

Es schwamm zwischen einigen Baumstämmen mitten in der Bucht und trieb langsam auf das offene Meer hinaus.

Wenn Kris es nicht sofort festmachte, würde die Strömung es hinaus ziehen.

Dann wäre es für immer verloren.

Von Land aus war das Boot nicht zu erreichen. Sein Schlauchboot, das er gut festgebunden hatte, war von einer Eisenplatte getroffen worden und hatte kaum noch Luft.

Trotzdem versuchte Kris, damit zu seinem Segelboot zu rudern, bevor den Schläuchen die Luft ganz ausging.

Doch unter seinem Gewicht versank das Schlauchboot immer mehr, und er schaffte es gerade noch, sein Schiff zu erreichen, und sich an der Bordwand hochzuziehen, bevor das Beiboot versank.

Bei der Yacht war die Ankerkette war gebrochen, der Anker versunken. Aber außer einigen Ästen, die sich in der Reling verfangen hatten, konnte er keine weiteren Schäden feststellen.

Der Elektromotor, der über ein kleines Windrad mit Energie versorgt wurde, funktionierte noch. Kris warf ihn an und manövrierte sein Schiff vorsichtig zwischen Baumstämmen und Trümmerteilen in Richtung Ufer.

Wieder einmal zahlte es sich aus, dass das Boot einen flachen Kiel hatte. So konnte er sehr weit an das Ufer heranfahren, und an Land waten, um das Schiff mit der Vorschot an einem Baum festzubinden.

Kris fror. Seine Kleider waren völlig durchnässt. Er musste sich unbedingt trockene Sachen anziehen, um nicht zu sehr zu unterkühlen.

Er ließ sich Zeit beim Umziehen, denn die Rettungsaktion hatte ihn mehr angestrengt, als er vermutet hatte.

Als er wieder an Deck kam, sah er Shoyo am Ufer, die ihm zuwinkte und etwas rief, aber er konnte sie nicht verstehen.

Er ging an den Bug und hielt die Hände hinter die Ohren, um besser hören zu können.

Diesmal rief Shoyo lauter. Sie schrie die Worte fast.

„Sie atmet nicht mehr.“

Hastig kletterte Kris von Bord und watete erneut ans Ufer. Dann rannten sie mit großen Schritten zum Haus zurück.

Das weiße Gesicht zwischen den großen Kissen sah ganz friedlich aus.

Es war kein Atem mehr zu spüren, und Kris konnte auch keinen Pulsschlag fühlen. Er legte sein Ohr an Sara's Brust, aber da war kein Herzschlag mehr. Sara war tot.

Behutsam schob er Shoyo aus dem Zimmer in die Küche und setzte sie an den kleinen Esstisch.

Dicke Tränen rannen über ihr zartes Gesicht.

Dann fing sie an zu schluchzen.

Immer heftiger.

Ihr Körper bebte, und ein Orkan der Traurigkeit fegte über sie hinweg.

Kris stand am Fenster und starrte auf das schmutzige Wasser, das inzwischen den halben Garten verschlungen hatte.

Er empfand keine Trauer.

Sein Gehirn arbeitete kalt und rational.

Er überlegte, was als nächstes getan werden musste.

Hier konnte sie nicht bleiben.

Er musste Shoyo mitnehmen.

Den ganzen Abend und die ganze Nacht saßen Shoyo und Kris in der kalten Küche und hingen ihren Gedanken nach.

Dann wusste Kris, was er zu tun hatte.

Er weckte Shoyo, die gegen Morgen eingeschlafen war, und erklärte ihr, dass sie fortgehen mussten. Er würde sie auf seinem Boot mitnehmen.

Shoyo sollte ihre Sachen, die sie mitnehmen wollte, sowie die Lebensmittelvorräte zusammenpacken, während Kris sein Boot in den Garten holte.

Dann machte er sich auf den Weg zu seinem Schiff. Unterwegs durchstöberte er die leerstehenden Häuser nach etwas, das er für die schwere Aufgabe, die ihm noch bevorstand, gebrauchen konnte.

In der Zeit, in der Kris fort war, nahm Shoyo Abschied von ihrer Mutter. Sie hatte einige Zweige der Strauchpfingstrosen abgeschnitten, die ihre Mutter so geliebt hatte, und über dem Körper der Toten ausgebreitet.

Eine Weile blieb sie noch gedankenversunken vor dem Bett stehen. Dann riss sie sich zusammen, und begann, einige Sachen zusammen zu packen. Darunter waren auch die Aufzeichnungen von Sara, und ein Tagebuch, das sie während ihrer Chinareise geschrieben hatte.

Ihre Kleider steckte sie in große Bettbezüge, die Einweckgläser kamen in die Blumeneimer, und alles zusammen lud Shoyo in ihr kleines Ruderboot.

Als sie damit fertig war, sah sie in der Ferne schon die weiße Yacht, die sich langsam an den alten Deich heranschob.

Kris konnte mit dem großen Boot nicht ganz in den Garten hineinfahren. Er fürchtete, an den Sträuchern hängen zu bleiben, oder auf dem Deich aufzulaufen.

Shoyo schob ihr Ruderboot vom Ufer weg und ruderte zur Yacht hinüber. Dort luden sie ihre Sachen auf das Schiff und schließlich kletterte auch Shoyo auf das Segelboot, das sie bis jetzt nur von weitem gesehen hatte.

Kris verstaute ihre Sachen unter Deck. Dort gab es kaum noch einen freien Platz.

Die kleine Kajüte war vollgestopft mit Kleidersäcken, Konservendosen, Brettern und Werkzeugen.

Es roch muffig nach nasser Wäsche, spakigen Segeln und Schweiß.

Shoyo fühlte sich unbehaglich. Wo sollte hier für sie, die in der Natur, in dem großen Garten aufgewachsen war, ein Platz sein?

Kris lächelte ihr aufmunternd zu. Er würde ihr schon einen Platz schaffen.

Kris musste noch einmal zum Haus zurück.

Er hatte noch eine schwere Aufgabe vor sich.

Mit einer Kiste, deren Inhalt mit einem Sack abgedeckt war, stieg er in das Ruderboot und fuhr in den Garten.

Als er die leerstehenden Häuser durchsuchte, hatte er nach Brennmaterial gesucht.
Speiseöl, Terpentin, Kohleanzünder, Kerzen und Zeitungen hatte er gefunden und mitgenommen.

Jetzt verteilte er die Zeitungen auf und unter dem Bett mit der Toten, goss Öl und Terpentin darüber und stellte brennende Kerzen auf, unter und um das Bett herum.

Dann verließ er schnell das Haus. Dabei achtete er darauf, dass kein Windstoß die Kerzen ausblies.

Als es dämmerte, waren sie schon weit von der Insel entfernt, von der sich ein schwacher Feuerschein ausbreitete, der rasch größer wurde.

Shoyo wandte sich ab.
Sie konnte es nicht mit ansehen, wie ihr ganzes bisheriges Leben in Rauch aufging und in den Fluten versank.
Sie fühlte sich unendlich allein.
Ihre Welt war versunken, und mit ihr der einzige Mensch, den sie liebte.
Niemand konnte ihren Schmerz ermessen.
Sie hatte jetzt nur noch Kris.

Kris zog die Fock, das Vorsegel, fester an. Das Boot nahm Fahrt auf.
Sie waren auf dem Weg in ein neues Leben, auf der Suche nach neuen, sicheren
Ufern.

Wie ein breiter Fluss
fließt das Leben.
Manchmal bist du
der Angler am Ufer,
oder ein Kind,
muschelsuchend am Strand.

Dann wieder bist du
mittendrin,
und die steinweiche Flut
reißt dich fort,
durch lichtscharze Tore
in eine andere Welt.